THEOLOGISCHES

Begründet von Wilhelm Schamoni · Herausgegeben von Johannes Bökmann
Beilage der »Offerten-Zeitung für die katholische Geistlichkeit Deutschlands«

Nr. 177 **Januar 1985**

INHALT

Spalte

JOHANNES BÖKMANN
Unsere Schuld, unsere große Schuld
Vor 70 Jahren: Weihe Deutschlands an das Erlöserherz 6162

P. DR. KARL WITTKEMPER MSC
Kehren wir heim zum Herzen, um Christus zu finden – Zur Aktualität der Herz-Jesu-Verehrung 6165

P. LOTHAR GROPPE SJ
Licht in der Nacht – Der selbstlose helfende Einsatz vieler Unbekannter in der Kirche für Juden – Die Wiener Hilfsstelle 6171

ANSGAR FALLER
Falscher und wahrer Ökumenismus in der Lehre Richard Baumanns 6181

DIETRICH EMME
Warum ging Luther ins Kloster? Unfreiwillig und aus Angst 6188

PROF. DR. ALFRED LOCKER
Der Mensch – Verhaltenswesen oder verantwortlich Handelnder? „Konrad Lorenz und die Folgen" 6193

PROF. DR. REMIGIUS BÄUMER
Mary Ward, die Gründerin der „Englischen Fräulein" – Zum 400. Geburtstag – Sie zeigte neue Wege auf für das Apostolat der Frau in der Kirche 6201

PROF. DR. GEORG MAY
Eine neue Summe der katholischen Glaubenslehre . 6208

PROF. DR. REMIGIUS BÄUMER
Wilhelm Schamoni als Hagiograph – Erinnerungen anläßlich seines 80. Geburtstages 6209

PROF. DIEDRICH WATTENBERG
Große Kraft des Vertrauens und des Glaubens: Wilhelm Schamoni – Aus einem Brief 6211

PROF. DR. RAPHAEL von RHEIN
Dank an H. Pastor Wilhelm Schamoni 6212

Aus Zuschriften an den Herausgeber 6213

WILHELM SCHAMONI
Elisabeth von der heiligsten Dreifaltigkeit 6215

Die Konten der „Fördergemeinschaft ‚Theologisches'":
Postscheck-Kto.-Nr. 206 588-501 beim PSA Köln.
Bank-Kto.: Stadtsparkasse Bad Honnef-Rhöndorf BLZ 380 512 90
Kto.-Nr. 151241 (Fördergemeinschaft „Theologisches").
Zuschriften an den Herausgeber richte man an:
Msgr. Prof. Dr. Johannes Bökmann, 5340 Bad Honnef 1 – Rhöndorf, Frankenweg 23.

JOHANNES BÖKMANN

Unsere Schuld, unsere große Schuld

Vor 70 Jahren: Weihe Deutschlands an das Erlöserherz

Am 10. Januar 1985 jährt es sich zum 70. Mal, daß Deutschland in feierlicher Weise durch Bischöfe, Pfarrer und eine überwältigende Zahl von Gläubigen für allezeit dem Göttlichen Herzen Jesu geweiht wurde.

Zu diesem bedeutsamen religiösen Ereignis – mitten in der schweren Zeit des im August 1914 begonnenen Ersten Weltkrieges – schrieben die *„Erzbischöfe und Bischöfe des Deutschen Reiches"* am 13. Dezember 1914 einen eindrucksvollen *Hirtenbrief.*

Man ist noch heute bewegt und ergriffen von dem großen Ernst, der bis in die Tiefen der Profan-, Kirchen- und Heilsgeschichte greifenden Einsichten in die Sünden, Fehlentwicklungen und Versäumnisse, deren sich hier Bischöfe und die ganze deutsche Kirche mit ihrem Volk anklagen. Man darf ja nicht die selbstgerechte Atmosphäre des damaligen geistigen Milieus außer acht lassen, wenn man diesen großen Hirtenbrief und die Bedeutung der Weihe Deutschlands an das Erlöserherz richtig würdigen will. Eigentlich erst die rückhaltlos selbstkritischen Analysen Ratzingers erreichen heute wieder jenen Ernst, der uns in der euphorisch-künstlichen Konzils- und noch mehr Nachkonzils-Apologetik abhanden zu kommen schien. Hier könnte man nun wieder anknüpfen. Wir haben alle seither übergroßen Anlaß, so wie damals erschüttert zu bekennen: unsere Schuld, unsere große Schuld.

Im folgenden bringen wir zunächst Stücke aus diesem Dokument, das – ob man es aufgreift oder nicht – in die Geschichte unseres Volkes vor Gott und vor seinem Gewissen gehört. Wir zitieren aus der Sonderausgabe des Kirchlichen Anzeiger für die Erzdiözese Cöln, 54. Jahrg. Nr. 28 vom 19. Dez. 1914.

*

„Diese schweren Zeiten haben uns dem Heiland näher gebracht. Wir durften uns der besonderen Erbarmungen seines göttlichen Herzens erfreuen und vernahmen durch all den Kriegslärm hindurch dieses Herzens stilles, liebreiches, seelensuchendes Pochen... Zur Wahrheit ist an uns geworden das Wort des großen Papstes Leo XIII. in seinem Weltrundschreiben vom 25. Mai 1899, mit dem er die Weihe der ganzen Welt an das göttlichen Herz Jesu ankündigte: «Als die Kirche in den ersten Zeiten unter dem Joch der Cäsaren schmachtete, erschien am Himmel dem jugendlichen Kaiser Konstantin das Kreuz als Vorzeichen baldigen herrlichen Sieges. Vor unseren Augen steht ein anderes glückverheißendes Zeichen: *Das hochheilige Herz Jesu, vom Kreuze überragt, hellstrahlend mitten in Flammen.*»

Dieses Zeichen, das bisher sich uns als Zeichen des Heiles bewährt hat, möchten wir Euch, Geliebte, mitgeben auch für den Eintritt in das Jahr 1915, ... Wir tun es in der Überzeugung, daß uns nichts unsere erste und wichtigste Pflicht in diesem Weltkrieg mehr zum Bewußtsein bringen und mehr erleichtern kann, als der liebevolle, willensstarke Anschluß an das Heiligste Herz Jesu.

Welches ist diese *Hauptaufgabe?* Wir antworten ohne Zögern: *Buße und Sühne.* Der Krieg ist ein Strafgericht für alle Völker, die von ihm betroffen werden, daher ein lauter Ruf zur Buße und Sühne, Kriegszeit ist Bußzeit. Wehe dem Volk, das nicht einmal mehr dieser furchtbare Zuchtmeister zur Buße bringen kann; es ist reif für den Untergang, und ihm würde auch der Sieg zur Niederlage. Der Krieg schlägt das Schuldbuch der Völker auf vor aller Welt und trägt das Ergebnis seiner Abrechnung ein mit Menschenblut. Wir wollen uns nicht in die Schuldbücher der andern Völker vertiefen, sondern in unser eigenes ... Der Krieg hat auch bei uns schwere Schuld aufgedeckt. Unser Volk hat selbst sein Urteil sehr deutlich dahin ausgesprochen: so konnte es nicht weitergehen.

Welch schmachvolle, wegwerfende Behandlung, Entwertung, Verhöhnung hatte die Religion sich öffentlich gefallen lassen müssen – nein, haben *wir* uns gefallen lassen in unserer Schwäche und Feigheit! Das ist unsere Schuld, unsere größte Schuld!

Im Gottesgericht des Krieges ist offenbar geworden, wie gewisse Laster am Mark eines Volkes zehren, so daß in der Not seine Kraft versiegt und es zusammenbricht. Aber mit tiefster Beschämung müssen wir bekennen: wir haben es geschehen lassen, daß eben jene Laster in bedenklichem Grade auch in unser Volk eingeschleppt, daß auch bei uns die Ehe entweiht und um ihren Kindersegen gebracht wurde. Unsere Schuld, unsere große Schuld.

Es hat sich gezeigt in diesem Kriege, daß eine Nation nicht furchtbarer geschädigt werden kann, als wenn man ihre religiöse Lebensader unterbindet. Aber leider, derartige Bestrebungen sind auch uns nicht ganz fremd geblieben. Unheimliche Kräfte arbeiten auch bei uns auf eine Trennung von Kirche und Staat hin, auf möglichste Ausschaltung christlichen Geistes und christlicher Grundsätze aus der Jugenderziehung, aus dem öffentlichen und sozialen Leben; ihr Ideal ist ein Höchstmaß von Freiheit auch für die gefährlichsten Zeitströmungen, aber engste Einschränkungen und Bevormundung der Kirche und religiösen Lebensregungen. Unsere Schuld, unsere größte Schuld.

Der Krieg hat vor sein Gericht geladen die moderne, widerchristliche, religionslose Geisteskultur und hat ihren Unwert, ihre Hohlheit und Haltlosigkeit, ihre Schuldhaftigkeit aufgedeckt. Aber auch in unser Vaterland war diese Kultur schon bedenklich eingedrungen, eine ihrem Wesen nach unchristliche, undeutsche und ungesunde Überkultur mit ihrem äußeren Firnis und ihrer inneren Fäulnis, mit ihrer rohen Geldsucht und Genußsucht, mit ihrem ebenso anmaßenden wie lächerlichen Übermenschentum, mit ihrem ehrlosen Nachäffen einer fremdländischen verseuchten Literatur und Kunst und auch der schändlichsten Auswüchse der Frauenmode.

Das ist unseres Volkes und daher unsere große und größte Schuld. Sie fordert Buße und Sühne ... Langjährige Schuld sühnt nicht kurze Reue. Wahre Reue tilgt die Schuld, aber nicht auch jede Strafe. Eines ganzen Volkes Schuld sühnt auch nur eines ganzen Volkes ernste Buße und gründliche Umkehr.

Darum rufen Eure Bischöfe mit vereinter Stimme Euch alle auf zu einer *gemeinsamen, entschiedenen Sühnetat* am Sonntag nach dem Feste der Erscheinung des Herrn, dem 10. Januar. An alle ergeht unser Ruf ... Wir wollen vor allem uns selber entsühnen und heiligen durch andächtigen Empfang der heiligen Sakramente. Dann wollen wir an den drei vorausgehenden Tagen in gemeinsamen Gottesdiensten dem göttlichen Herzen unseres Erlösers und durch diesen dem Dreieinigen Gott feierliche Abbitte leisten vor allem für unsere eigenen Sünden, für unsere Nachlässigkeit im Dienste Gottes, für unsere Schwäche und Feigheit, für unsere Lauheit und Halbheit; dann für die Schuld des ganzen Volkes, für soviele Lästerung und Leugnung der ewigen Wahrheit, für so schändliche Übertretung der ewigen Gebote Gottes, für soviele Verachtung der Gnade, für soviel Undank gegen die unendliche Erlöserliebe des Heilandes, für soviele Schädigung des Reiches Gottes ...

So tragen wir ab an der Kriegsschuld unseres Volkes. So tun wir das Unsrige, um die Zeit der Heimsuchung abzukürzen, die Wiederkehr des Friedens zu beschleunigen, die Wiedergeburt unseres Volkes zur Wahrheit zu machen.

Auf die Sühnetat folgt *der Weiheakt.* Ihr wisset, Geliebte, daß Papst Leo XIII. am 11. Juni 1899 die ganze Welt dem heiligsten Herzen Jesu geweiht hat. Wir wollen zum Beginn des Jahres 1915 unsere Herzen, unsere Familien, unsere Gemeinden und Diözesen aufs neue dem heiligsten Herzen Jesu weihen. Der Ernst und die Not der Zeit drängt uns dazu.

In ganz Europa stehen die Völker in zwei Kriegslagern einander gegenüber. Schon flammt der Brand aus dem Abendland ins Morgenland hinüber. Es ist ein großer Wendepunkt der Weltgeschichte eingetreten."

*

Der 10. Januar 1915 sollte für uns Katholiken in Deutschand kein bloßes Erinnerungs- und Gedenkensdatum sein. Haben wir hier nicht ein Vermächtnis einzuholen und, aufgeladen mit jener Schuld, die – erst seit 1933 – dann seit etwas 1950 sich langsam, dann immer lastender, bis zu den furchtbaren Einbrüchen in Glaube, Sitte, Identität und schließlich ehrenvollen Lebenswillen überhaupt in den späteren 60er Jahren, aufgehäuft hat? Es ist schon um die Erneuerung jener Weihe, und zwar aus ähnlichem Reuegeist wie 1915, gebeten worden. Wir halten das für sehr erstrebenswert, hielten allerdings eine intensive Vorbereitung für notwendig. Die deutschen Bischöfe haben damals zur Vorbereitung ein Triduum, „womöglich mit Predigt und wenigstens einer Abendandacht oder mehrstündiger Anbetung coram Exposito; vermehrte Beichtgelegenheit" angeordnet. Die Fastenhirtenbriefe des Jahres 1915 befaßten sich großenteils eingehend mit Theologie und Frömmigkeit der Herz-Jesu-Weihe. So z. B. der von Bischof Michael Felix Korum von Trier, von Bischof Joseph Damian Schmitt von Fulda und Bischof Sigismund Felix von Passau jeweils vollständig und thematisch (vgl. Hirtenbriefe des deutschen Episkopates anläßlich der Fastenzeit 1915, Paderborn, Verl. der Junfermannschen Buchhdlg. 1915). Dafür Ideen, Kraft, theologischen Tiefgang und die ganzen Möglichkeiten eines riesigen kirchlichen Apparates einzusetzen, brächte mit Sicherheit mehr Segen als fragwürdige Projekte mit üppigen Mitteln zu verbreiten. So kommt unweigerlich die Frage: Gibt es noch genug religiöse Substanz, um ein solches Erneuerungsvorhaben aussichtsvoll zu wagen? Haben nicht die traurigen Erfahrungen mit der vom Papst gewollten und vollzogenen Weihe an das Unbefleckte Herz Mariä am 14. Mai 1982, die er am 25. März 1983, in (vollständiger?) Einheit mit den Bischöfen der Welt, erneuerte, Anlaß zu bedrückenden Beobachtungen gegeben (Desinteresse, Lauheit, Nichtbeachtung, Achselzukken)?

Aber der Glaube ist aus sich des Sieges der Wahrheit, des Guten, des Offenbarwerdens aller Schwächlichkeit und gelähmter Weltverstrickung gewiß. Die Wüste wird zum Fruchtgarten werden ... wenn wir uns hinkehren, mit Buße, Sinn und Tat in jenes göttliche Herz, das wir durchbohrt haben.

In dem folgenden Beitrag von P. Wittkemper werden Aktivitäten, Ideen, Schriften und Anregungen aus den beiden letzten Jahren vorgestellt, die die Aktualität der dem Herzen des Erlösers sich öffnenden Frömmigkeit darstellen. Insbesondere sei auf jenen großen Vortrag aufmerksam gemacht, den Kardinal Ratzinger dazu auf dem Herz-Jesu-Kongreß in Toulouse 24.–28. 7. 1981) aus Anlaß des 25-Jahr-Gedächtnisses der Magna Charta der neuzeitlichen Herz-Jesu-Theologie, der Enzyklika „Haurietis aquas" Pius XII., gehalten hat. „Theolo-

gisches" hat bereits damals ausführlich darüber berichtet. Das bedeutsame Referat ist jetzt vollständig gedruckt in: Joseph Kardinal Ratzinger: Schauen auf den Durchbohrten, Versuche zu einer spirituellen Christologie, Johannes-Verl. Einsiedeln 1984, S. 41–59.

Wäre der Sonntag des Herz-Jesu-Festes nicht besonders geeignet? Fulda nicht der angemessene Ort?

Hat nicht der hl. Petrus Canisius, am 7. Sept. 1549 in der Peterskirche in Rom am Grab des Apostels kniend, im Begriff nach Deutschland zu ziehen und sein Leben dem Heil unseres Volkes zu widmen, dem göttlichen Herzen sich und sein wahrhaft apostolisches und gesegnetes Werk geweiht? Was vermag einer, was bewirken wenige, wenn sie sich wirklich ganz hingeben und weihen! Wir haben – trotz allem – ein solches Vertrauen auch heute. Denn: „Der Schmerz, den Gottes Herz über die Sünde der Menschen empfindet, ist der Grund, weshalb er die Sintflut beschließt. Aber umgekehrt ist das Einsehen von Gottes Herzen mit der Schwachheit der Menschen auch der Grund, weshalb er in Zukunft ein solches Gericht nie wieder herbeiführen will. Diese Linie wird in Hosea 11 aufgenommen und zu einer ganz neuen Tiefe geführt. Gott müßte die Berufung Israels zurücknehmen, es ausliefern an seine Feinde, aber: «mein Herz kehrt sich gegen mich um, mein Mitleid ist gar sehr entbrannt.» Das Herz kehrt sich um ... es ist Ausdruck für ein völliges Umstürzen ... Der Umsturz des Herzens besteht darin, daß nun Gott selbst in seinem Sohn die Verstoßung Israels ausleidet ... Gott selbst nimmt das Schicksal der zerstörten Liebe auf sich, er tritt an den Platz des Sünders und gibt den Platz des Sohnes damit von neuem für die Menschen frei, nicht mehr bloß für Israel, sondern für alle Völker. Von Hosea 11 her ist die Passion Jesu das Drama des göttlichen Herzens ... Das durchbohrte Herz des Gekreuzigten ist die wörtliche Erfüllung der Prophetie von dem Herzen Gottes, das seine Gerechtigkeit durch Mitleid umstürzt und gerade so gerecht bleibt. Erst in diesem Einklang von Altem und Neuem Testament wird die biblische Botschaft vom Herzen Gottes, vom Herzen des göttlichen Erlösers, in ihrer vollen Größe anschaubar." (Ratzinger, a. a. O. S. 54 f).

Zwischen dem mehrfachen „Wehe euch!" und dem „mich erbarmt des Volkes"; zwischen dem „Du wirst mich verraten" und der wiederholt-eindringlichen Frage „liebst du mich?" wendet sich der Herr auch unserem mißbrauchten, geschundenen, in Übermut, toller Torheit sündig gewordenen, sich selbst würdelos verschleuderndem, verführten und manipulierten, dennoch im Tiefsten seine Berufungen und Begabungen ahnenden Volk zu. Diesem Herzen sich erneut und endlich ganz, mit dem Tod-Ernst jener Liebe, die nicht das ihre sucht, zu weihen: das könnte es allein heilen.

P. DR. KARL WITTKEMPER MSC

Kehren wir heim zum Herzen, um Christus zu finden

I. Tagungen mit dem Thema „Herz-Jesu-Verehrung" (HJV)

1) An erster Stelle ist zu nennen *der „Vierte Internationale Priesterkongreß"* in Kevelaer (Diözese Münster) vom 16.–22. September 1983, organisiert von dem Leiter der „Lega Sacerdotale Mariana/Roma", Mons. Luigi Novarese (Vgl. meinen Bericht in „Theologisches" Nr. 169, Mai 84, Sp. 5824–26).

2) Vom 17.–20. Oktober 1983 fand auf Einladung des „Internationalen Herz-Jesu-Instituts (Milwaukee/Rom)" unter der Schirmherrschaft von Erzbischof Wetter/München und unter Leitung von Prof. Leo Scheffczyk ein *Symposion* statt über die *„Mysterien des Lebens Jesu und die christliche Existenz"*. Die Herz-Jesu-Theologie wurde nicht unmittelbar angesprochen, aber der Inhalt der Vorträge war darauf ausgerichtet; es kam die exegetische und dogmatische Grundlage dessen zur Sprache, was HJV ausdrücklich behandelt. Außer Scheffczyk sprachen Ziegenaus, Paschen, Glöckner, Rovira, Courth, Johann Auer, Krenn, Schumacher, Söll. Lebhafte, z. T. kontroverse Diskussionen begleiteten die Darlegungen.

3) Am 10. November 1983 trafen sich eine kleine Zahl von Freunden der HJV im Kloster Arnstein (SSCC). Es kam zu einem lebhaften Gedankenaustausch mit Mons. Vinzenz Platz von der Pastoralkommission der Deutschen Bischofskonferenz/Bonn über die Planung und Vorbereitung der Familienweihe an das Herz Jesu in allen deutschen Diözesen. Gewiß ein großartiger Gedanke, ein erstrebenswertes Ziel. Aber sind die Katholiken – Klerus und Volk – genügend darauf vorbereitet? Fehlen nicht doch die notwendigen Voraussetzungen für ein gutes Gelingen? Müßte nicht noch viel Vorarbeit geleistet werden, damit der Erfolg eines solchen Wagnisses nicht zu dürftig ausfällt?

II. Neuere Stellungnahmen und Veröffentlichungen zur HJV im deutschsprachigen Gebiet

– Die Vorträge vom Herz-Jesu-Kongreß in Toulouse (Sommer 1981) sind bei Pattloch/Aschaffenburg Herbst 1984 erschienen unter dem Titel: *Joseph Kardinal Ratzinger et alii. Entwicklung und Aktualität der Herz-Jesu-Verehrung.* Herausgeber: Internationales Institut vom Herzen Jesu. (222 Seiten, 36,–DM). Über den Inhalt dieser Vorträge wurde schon früher in „Theologisches" berichtet: Februar und April 1982, Nr. 142, 4470–4477; Nr. 144, 4569/4573.

• Die Vorträge, die in München gehalten wurden Herbst 1983 (siehe am Anfang dieses Berichtes) erschienen ebenfalls bei Pattloch unter dem Titel: *Leo Scheffczyk, Herausgeber: Die Mysterien des Lebens Jesu und die christliche Existenz.* 250 Seiten, 36,– DM.

• *Kardinal Ratzinger* hat eine sehr beachtenswerte Schrift herausgegeben: *„Schauen auf den Durchbohrten. Versuche zu einer spirituellen Christologie."* Johannes-Verlag Einsiedeln, 1984, 107 Seiten. Dort findet sich der von ihm in Toulouse gehaltene Vortrag: „Das Ostergeheimnis – tiefster Gehalt und Grund der Herz-Jesu-Verehrung" (S. 41–59).

– *Bischof Reinhard Lettmann*/Münster veröffentlichte in „Christsein durch Einsicht und Entscheidung" (Butzon und Bercker, Kevelaer 1984, 111 Seiten) eine Anzahl Meditationen zur Herz-Jesu-Verehrung als „besondere Form einer existentiellen Christologie" (S. 63–86).

– *Alfred Delp SJ,* Gesammelte Schriften. IV. Band, Frankfurt/M., 1984. Der von den Machthabern des Nationalsozialismus am 2. Februar 1945 hingerichtete tiefgründige Denker bietet Ausführungen über die Herz-Jesu-Theologie (S. 242–262).

– *Elmar Salmann OSB,* Urverbundenheit und Stellvertretung. Erwägungen *zur Theologie der Sühne.* MThZ 35 (1984) 17–31. Es ist eine Stellungnahme zu Norbert Hoffmanns Arbeiten über Stellvertretung und Sühne (vgl. MThZ 30 (1979) 161–191); Sühne, Einsiedeln 1980; Kreuz und Trinität, Einsiedeln 1982. Nach ergänzenden und kritischen Darlegungen heißt es am Schluß (S. 31): „Es ist Norbert Hoffmann nicht genug zu danken, die Tore für das Verständnis dieser nahen und doch so entlegenen Wirklichkeiten wieder so weit geöffnet zu haben."

• *Der deutsche Kurienkardinal Josef Schröffer* (1948 Bischof von Eichstätt, 1967 nach Rom berufen, 1976 Kardinal, gestorben am 7. 9. 1983 und beigesetzt im Dom von Eichstätt) wurde nach seiner Bischofsernennung erster Präsident der deutschen Friedensbewegung „Pax Christi". Ziel dieser Organisation war

die Wiederversöhnung Deutschlands mit seinen Feinden, zunächst mit Frankreich, nachher mit Polen. Der Wahlspruch des Bischofs lautete: *„Redeamus ad Cor, ut inveniamus Christum"*. „Kehren wir heim zum Herzen, um Christus zu finden."

„Dies sein Leitwort wirkte schon damals, fast unmittelbar nach dem Scheitern einer Ideologie der Herzlosigkeit, wie ein Programm. Aus dieser Rückkehr zum Herzen, das Sitz der Liebe und der Gottesverehrung ist, konnte Schröffer ein Mann der Versöhnung werden - glaubwürdig auch bei den von Unrecht verletzten Nachbarn, die ihn mit großer Versöhnungsbereitschaft aufgenommen haben." (G. Reifert im deutschen „Osservatore Romano" Nr. 15, 16. 9. 1983).

Kardinal Ratzinger sagte in der Grabrede im Dom von Eichstätt: „Dieses Wort deckt seine eigene Biographie auf. Er ist zutiefst ein Jünger Christi gewesen und hat in seinem Leben das Sein mit Christus, das Gehen mit Ihm als seinen Weg gesucht". (Deutscher „Osservatore Romano" Nr. 18, 11. Nov. 1983).

• *Kardinal Meisner/Berlin,* ehemals Weihbischof und besonderer Freund des am 17. 1. 1981 verstorbenen Erfurter Bischofs Hugo Aufderbeck, hat der Heimatgemeinde Hellefeld (Erzdiözese Paderborn) zum dritten Jahresgedächtnis seines Todes ein Abbild der Pietà aus dem Dom von Erfurt überbracht. Er führte in seiner Predigt u. a. aus:

„Herz-Jesu-Verehrung und Herz-Mariä-Verehrung gehören seit der Stunde von Golgotha zusammen. Die Pietà ist Herz-Jesu-Bild und Herz-Mariä-Bild in einem.

Wenn wir einmal vor Gottes Richterstuhl erscheinen werden, dann wird uns Gott nicht das Bandmaß um den *Kopf* legen, sondern um das *Herz*. Das Herz ist entscheidend. Die Pietà hält den toten Sohn nicht distanziert von sich, sondern sie drückt ihn an ihr Herz. Das Herz muß dabei sein. In früheren Jahrhunderten war es üblich, daß hohe Persönlichkeiten nach ihrem Tod sich das Herz herausnehmen ließen, um es in eine kostbare Kapsel einschließen zu lassen, und dann wurde es in die Lieblingskirche oder in das Lieblingsheiligtum des Verstorbenen gesandt.

Gott hat kein verkapseltes Herz, sondern Gottes Herz ist offen. Darum ist es verwundbar, verletzbar. ‚So sehr hat Gott die Welt geliebt', daß er die Verwundbarkeit besaß, sich für sie töten zu lassen. Vielleicht ist gerade deshalb die Pietà das eigentlich große Gnadenbild der Welt geworden, zu dem die Menschen pilgern, wenn das eigene Herz zu zerbrechen droht. Dort ist das Herz Gottes berührbar; er hat kein verkapseltes Herz. Vielleicht dürfen wir sagen, daß in der Pietà von Erfurt Bischof Hugo mit dem guten Herzen sein eigenes Herz nach Hellefeld zurückschickt als Vermächtnis an Euch, seine Verwandten und Mitgenossen seiner Jugend, daß auch in Eurem Leben etwas sichtbar wird von der Güte und Menschenfreundlichkeit Christi am Kreuz, sichtbar geworden in der Gestalt mit dem geneigten Haupt, mit den tragenden Händen und dem verwundbaren Herzen."

• *Der neue Bischof von Eichstätt, Karl Braun,* wählte bei seiner Bischofsweihe (Sommer 1984) das Motto: „Sie werden auf den schauen, den sie durchbohrt haben" (im Sinn der Herz-Jesu-Präfation).

In der Ansprache nach seiner Bischofsweihe bekannte er sich voll und ganz zur Spiritualität der Herz-Jesu-Verehrung. Er gab eine nähere Erklärung zu seinem Wahlspruch: „Redite ad Cor" (der ähnlich wie das Wort von Kardinal Schröffer „Redeamus ad Cor" dem hl. Augustinus entnommen ist). Am 16. Juni, am Tag seiner Bischofsweihe, veröffentlichte er ein Hirtenwort, in dem er u. a. im Hinweis auf Joh 19, 37 und Sach 12, 9; 13, 1 ausführte (vgl. Osserv. Romano 27. 7. 1984): „Der Evangelist und Apostel Johannes zitiert dieses Prophetenwort, um zu sagen: Jetzt, in der Durchbohrung Jesu am Kreuz, ist die Verheißung erfüllt. Jetzt handelt Gott in endgültiger Weise;

jetzt ist die Quelle des Heils erschlossen, jetzt gibt er den Hl. Geist, jetzt können alle Menschen aufblicken und Rettung und Heil erfahren. Aus der mit der Lanze geöffneten Seite des Erlösers fließen Blut und Wasser heraus. Wir dürfen darin einen Hinweis auf die lebensspendende Wirkung des Todes Jesu sehen. Das durchbohrte Herz des Herrn ist Ursprungsort der Kirche und zugleich ihre ‚Energiequelle'. Aus dem Herzen Jesu schöpft sie immer neu Leben, das sie vor allem durch die Sakramente vermittelt ..."

- *Bernhard Häring CSSR,* der bekannte Moraltheologe, veröffentlichte in den „Edizioni Paoline"/Roma 1983 die Schrift: „Il Cuore di Gesù e la Salvezza del Mondo". Die deutsche Übersetzung erschien beim Eos-Verlag, Erzabtei St. Ottilien, unter dem Titel: „Herz Jesu und das Heil der Welt", 1983, 180 Seiten.

- *Reinhard Flessenkemper SSCC,* der Leiter des Familien-Apostolats (des Werkes der Thronerhebung des Herzens Jesu in Gemeinschaft mit dem Herz-Mariä-Werk an der Sühnekirche in Wien), bekannt durch zahlreiche frühere Veröffentlichungen, schreibt über *„Die Päpste unseres Jahrhunderts, Treuhänder der Frohbotschaft, Wegführer zum heiligsten Herzen"* (Wien 1983, 168 Seiten). Es handelt sich um eine allgemein verständliche, leicht lesbare Einführung in die Persönlichkeit der Päpste Pius IX. bis Johannes Paul II., in ihr Wirken, besonders auch auf dem Gebiet der HJV und der Verehrung des Herzens Mariä (also christologisch-marianisch ausgerichtet).

- Vom Sekretariat der Erzbruderschaft der *„Herz-Jesu-Ehrenwache"* in Koblenz-Moselweiß wurde unter Mitarbeit von P. Leonard Holtz OFM, dem Verfasser von „Mitte des Lebens" (Paulinus-Verlag, Trier 1982), das „Handbüchlein" gleichen Namens neu herausgegeben. Neben den Informationen über Sinn und Ziel der Ehrenwache werden Gebete und Lieder, auch Auszüge aus der Liturgie geboten. Die Quartalschrift „Die Ehrenwache des Herzens Jesu" wird von Sr. M. Odilia redigiert.

- *Karl Wittkemper MSC, Marienverehrung und Herz-Jesu-Frömmigkeit.* In: Christsein und marianische Spiritualität. Herausgegeben von Heinrich Petri. Im Auftrag der deutschen Arbeitsgemeinschaft für Mariologie. Pustet/Regensburg 1984, S. 177–203.

Nach einer grundlegenden Darstellung dessen, was HJV ist, werden zwei Arten der Marienverehrung in großen Zügen gezeichnet, die in einer besonderen Beziehung zur Herz-Jesu-Frömmigkeit stehen: die Herz-Mariä-Verehrung und die Verehrung U. L. Frau vom Herzen Jesu: Per Mariam, per Cor Mariae ad Cor Jesu.

- *P. Johann Ev. Gehrer OFMCap., Die vereinigten Herzen Jesu und Mariens.* Lins-Verlag, A-6804 Feldkirch ^{2}1983, 32 Seiten.

Früher hatte derselbe Verfasser sich eingehender mit dem „Charisma der Einigung der Herzen" befaßt (Verlag: Kapuzinerkloster Gauenstein, A-6780 Schruns). In dem in diesem Heft vorliegenden Bericht „einer zur Sühne berufenen Seele" findet sich die Illustration der oben genannten Frömmigkeitsübung.

• Neuestens gibt *P. Bernhard Siebers MSC* ein kleines Buch im Echter-Verlag, Würzburg, 1984, heraus: *Nicht mehr ich - Er lebt in mir.* Paulus und seine Christusliebe. (103 Seiten). Paulus steht vor uns als ein durch und durch von Christus „Ergriffener", der nur den einen Wunsch hatte, immer mehr Christus in Liebe ergreifen zu können (Gal 2, 20). Eine Schrift, die uns die Tiefen der Seele des Völkerapostels ahnen läßt.

- *Josef Fiedler, Er gibt sein Herz zum Pfande.* Pattloch 1984, 212 Seiten (24,- DM). Der Autor, Redakteur des „Sendboten des Herzens Jesu" (Innsbruck), bietet Lesungen zu klassischen Stellen der Herz-Jesu-Verehrung, er stellt die entscheidenden Stellen aus der Bibel zusammen und erläutert sie, dokumentiert die Äußerungen großer Päpste und bedeutender Theolo-

gen und führt ein in die Gedanken berühmter Herz-Jesu-Verehrer, z. B. Albertus Magnus, Petrus Canisius, Bonaventura, Bernhard von Clairvaux.

III. Eine Bemerkung zu Karl Rahners Aussagen über Herz-Jesu-Verehrung

Seine Verdienste um die katholische Theologie wurden aus Anlaß der Vollendung seines 80. Lebensjahres gewürdigt. Einige Wochen später, am 30. März 1984, rief Gott ihn zu sich in die Ewigkeit. Die Herz-Jesu-Verehrung und ihre Theologie hat ihm zu danken. Er ist in den ersten Jahrzehnten seiner Vortragstätigkeit und seiner schriftstellerischen Arbeit voll und ganz für sie eingetreten. Die einzelnen Abhandlungen brauchen hier nicht aufgezählt zu werden, sie sind bekannt.

Wohl hat er eine Sicht der HJV entwickelt, die nicht ganz auf der Linie von „Haurietis aquas" liegt; aber daß sie in direktem Gegensatz dazu steht, kann man auch nicht sagen.

Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil entstand der Eindruck, als ob er sich von seiner früheren positiven Einstellung distanzierte. 1967 erschien in seinem Buch „Knechte Christi" (Herder) der Abschnitt: „Der Mann mit dem durchbohrten Herzen" (S. 117–133). Gewiß: ein Plädoyer für die HJV, aber mit manchem Wenn und Aber. In den Jubiläumsjahren der Herz-Jesu-Erscheinungen in Paray-le-Monial (1673/75 – 1973/75) blieb er m. W. schweigsam. 1977 schrieb er ein Vorwort zu „La Devozione al Sacro Cuore di Gesù (Edizioni Paoline), – hier wurde eine Auswahl seiner früheren Aufsätze veröffentlicht –, er äußerte sich positiv, aber reserviert: gewiß hat die HJV einen hohen inneren Wert. Aber hat sie noch Zukunft bei der großen Masse der Gläubigen, bleibt sie Volksandacht? Oder wird sie nur Sache einer Elite sein? Auf jeden Fall ist sie ein Angebot der Gnade an die Kirche. Vgl. Karl Wittkemper, Herz-Jesu-Verehrung in jüngster Zeit. In: Die Anregung (St. Augustin) 32, 1980, 165–167.

Anfang 1984 erschien bei Herder: *„Karl Rahner, Gebete des Lebens"*. Herausgegeben von Albert Raffelt. Einführung von Karl Lehmann. Der zweite Teil ist überschrieben „Mit Christus". Dort finden sich Gebete im Anschluß an die sieben Worte Jesu am Kreuz (S. 62–75); sie atmen nicht nur den Geist der HJV, sie richten sich auch des öfteren ausdrücklich an Jesu Herz. Es folgen Gedanken und Gebete: „Die Gegenwart Jesu und seines Lebens – Die Gegenwart des Ölbergleidens in uns'. In diesen Überschriften steht kein Wort von einer ‚heiligen Stunde'; sie wird aber von Rahner selbst im Text erwähnt (S. 91: „meine ‚heilige Stunde', in der ich dein Ölbergleiden verehre"); der Ausdruck steht auch im Quellennachweis S. 207: Heilige Stunde und Passionsandacht. Im Text findet sich des öfteren das Wort „Herz Jesu", aber es wird diskret und sparsam verwendet, für gewöhnlich ist in den Anrufungen an den leidenden Herrn nur von „Jesus" die Rede.

Hier handelt es sich also um einen *Nachdruck* des 1954 erschienenen und 1965 in vierter Auflage wieder erschienenen kleinen Buches: „Hl. Stunde und Passionsandacht": ein erneutes Bekenntnis zu früheren Glaubens- und Gebetshaltungen muß man eigentlich annehmen.

• Ebenfalls Anfang 1984 wurde im 16. Band der „Schriften zur Theologie" von Karl Rahner (Verlag Benzinger Zürich, Einsiedeln, Köln) ein Aufsatz herausgegeben: „Herz-Jesu-Verehrung heute" (S. 305–320).

Er gesteht zu, daß ein Wandel im Frömmigkeitsleben der Kirche eintreten kann – die HJV braucht auch nicht „in Zukunft jene Ausdrücklichkeit für das Bewußtsein der Massen behalten, wie sie noch zu Zeiten von Papst Pius XI. und Pius XII." vorhanden war (307). Aber es wird und muß in der Kirche eine Elite geben (zu der auch die Ohnmächtigen und Armen, selbstverständlich auch die Priester gehören können und sollen), in der in Zukunft die HJV eine Bedeutung haben soll und haben wird (307/308).

Zwei Überlegungen können wenigstens darauf aufmerksam machen, „daß es theologisch unvorsichtig, ja töricht wäre, wollte man mit einem Untergang dieser Herz-Jesu-Verehrung rechnen" (309). *Erstens:* „... die Kirche wächst als dieselbe bleibende. Sie kann ihre frühere Geschichte nicht einfach abtun und vergessen ... Die lebendig erhaltende Memoria der Vergangenheit, aus der sich die Gegenwart je neu ereignet und dabei die Vergangenheit bewahrt, ist eine Grundkategorie der Ekklesiologie" (310/11).

„... wenn wir auf die Geschichte der HJV blicken – nicht oberflächlich und naseweis, verachtend – und sehen, was darin an spiritueller und charismatischer Erfahrung lebendig war, wenn wir alle die kirchenamtlichen Erklärungen über diese Verehrung und den liturgischen Kult des Herzens Jesu in seiner ganzen Erhabenheit und Eindringlichkeit bedenken, dann können wir nicht mehr zu sagen wagen, wir könnten *diese Verehrung einfach als bloße Vergangenheit hinter uns lassen.* ... wir sollten uns fragen lassen, ob ein solches müdes Sich-zurückfallen-Lassen in eine spirituelle Primitivität, die sich zu Unrecht auf die alten Zeiten, wo es keine HJV gab, beruft, nicht doch etwas ist, das in einer geistig hoffenden Entschlossenheit überwunden werden muß ..." (312/13).

Zweitens: „... die Kirche hat gelernt, eine universelle Hoffnung für alle zu haben und sich eine theoretisch und dogmatisch verpflichtende Aussage über das tatsächliche Eintreten von endgültiger Verlorenheit eines Teiles der menschlichen Geistesgeschichte zu versagen ...

Wie das II. Vatikanum, fast ohne darauf zu reflektieren, zeigt, gibt es heute eine universale Hoffnung des seligen Ausgangs der ganzen Geschichte – nicht *mehr*." (314/15).

„Was hat aber diese erschreckend seltsame Situation, in der die Kirche die törichte Botschaft von einer universellen Hoffnung einer verzweifelten Menschheit ausrichten muß, mit der HJV zu tun?" (317).

„... der, der im Abenteuer seiner religiösen Existenz etwas deutlicher die ungeheuren Höhen und Tiefen, Längen und Breiten der Heilswirklichkeit erfahren darf, muß sich selber immer wieder sagen, was die innerste Mitte und die letzte Wahrheit all dieser ungeheuerlichen Vielfalt an Leben und Tod, an Verlorenheit und Seligkeit, an Lachen und Weinen, an Licht und Finsternis ist, und dann sagt er ‚Herz Jesu'. Dann wendet er sich an das durchbohrte Herz, das liebt, das uns in der Finsternis unserer Ausweglosigkeit liebt, das das Herz Gottes selber ist und uns das Urgeheimnis Gottes, ohne es abzuschaffen, verrät." (318).

„Man kann die HJV eigentlich nicht andozieren. Man muß im Vertrauen auf die Kirche und ihren Geist selber versuchen, sich ihrem Geheimnis zu nähern; man muß einmal in den lichten oder finstern Stunden des Lebens zu beten versuchen: Herz Jesu, erbarme dich meiner ...

Man muß im Leben erfahren, daß es das Unwahrscheinlichste, Unmöglichste und so Selbstverständlichste ist, daß Gott, der Unbegreifliche, uns wahrhaft liebt und diese Liebe in der des Herzens Jesu unwiderruflich geworden ist; da erst, da aber – so wagen wir zu hoffen – für alle." (320).

• In der *ersten* Überlegung, die ihn zur Überzeugung führt, daß es irgendwie in der Kirche immer eine HJV geben soll und wird, trifft er sich m. E. im wesentlichen mit den Ausführungen von Kardinal Ratzinger auf dem Herz-Jesu-Kongreß von Toulouse. In der *zweiten* Überlegung, die in der *Hoffnung* auf das universelle Heil der Menschheit gründet (trifft er sich hier mit Gedanken von Urs von Balthasar?), werden gewiß nicht alle Theologen mit ihm einig gehen; er beruft sich auf die Unendlichkeit und Unbegreiflichkeit der unermeßlichen Liebe, die das innerste Wesen Gottes ausmacht. Sind die Gründe für diese Gestalt der Liebe Gottes durchschlagend? Ist das wirklich Lehre des II. Vatikanums? Liegt in Rahners universalem

Heilsoptimismus insoweit nicht ein bedenkliches Verlassen zentraler biblischer Aussagen und authentischer kirchlicher Lehre? Wird das Herz Jesu nicht noch heute „durchbohrt"? Aber das eine ist sicher berechtigt und trostvoll, ja beglückend und beseligend, daß wir mit Karl Rahner einen Hochgesang auf die Liebe Christi unseres Gottes anstimmen und daß wir es tun im Blick auf das Herz, das am Kreuz durchbohrt worden ist aus Liebe zu uns.

Am Ende der Betrachtung zum siebten Wort Jesu am Kreuze schreibt er (Gebete des Lebens, a. a. O., S. 75):

„Herr ewiger Liebe, Herz aller Herzen, du durchbohrtes Herz, du langmütiges und unsagbar gütiges Herz. Erbarme dich meiner. Nimm mich in deine Liebe auf. Und wenn einmal das Ende meiner Pilgerschaft anbricht und der Tag sich neigt, die Schatten des Todes mich umgeben, dann sprich auch zu meinem Ende dein letztes Wort: Vater, in deine Hände empfehle ich seinen Geist. O guter Jesus. Amen."

P. LOTHAR GROPPE SJ

Licht in der Nacht

Der selbstlose helfende Einsatz vieler Unbekannter in der Kirche für Juden

(Bökmann) 1. Bei einer Studien- und Pilgerreise ins Heilige Land besuchten wir auch die Gedenkstätte der Iraelis für die Opfer der nazistischen Judenmorde. Es gab da auch eine kleine Abteilung über die Kirchen (v. a. aus großformatigen Photos bestehend). Fast das einzige Dokument die katholische Kirche betreffend war ein Bild mit Kardinal Innitzer und einem entspr. Text, der einseitig die bekannte ganz kurzfristige Meinung des Kardinals herausstellte. Ein unkundiger Besucher mußte den Eindruck gewinnen, die Kirche habe damals die Nazis begünstigt, wenn nicht mit ihnen kollaboriert. Ich wies unseren israelischen Reisebegleiter in einem anschließenden Vier-Augen-Gespräch darauf hin, daß diese Darstellung teils tendenziös-unvollständig, teils sachlich falsch und – nimmt man den Gesamtbefund „Kirche und Juden im Dritten Reich" (so der Titel eines Artikels von P. L. Groppe SJ, ibw-Journal, Sonderbeilage zu Heft 1 – Januar 1983, zu beziehen bei ibw-Verlag, Busdorfwall 16, 4790 Paderborn, 2,– DM) – in verletzender Weise ungerecht sei.

2. Die zahlreichen und sehr wirksamen Rettungsaktionen höchster, hoher und bis zu Pfarrern und vielen einfachen Gläubigen reichender katholischen Personen sind von vielen Juden, auch öffentlich, anerkannt worden. Ja, die Kirche hat mehr gerettet als alle anderen, westliche Politiker und Rotes Kreuz eingeschlossen, zusammen. In der o. a. Schrift wird dazu Eindrucksvolles dokumentiert. P. Groppe berichtete mir aber auch, daß selbst bei Fachleuten die Kenntnis über diese Dinge z. T. noch ungenügend sei, wie er sich selbst bei Vorträgen und Referaten überzeugen mußte. Es sei mir erlaubt zu erwähnen, daß ein inzwischen verstorbenes Mitglied unserer Familie mehrere Juden über die holländische Grenze in Sicherheit brachte. So etwas stand immerhin unter Lebensgefahr. In ähnlicher Weise haben viele Unbekannte geholfen. P. Groppe zitiert am Ende seiner o. a. Schrift den auch im folgenden Artikel erwähnten Pinchas Lapide: „Wenn Fairneß und historische Gerechtigkeit Grundpfeiler jüdischer Moral sind, ist Schweigen angesichts verleumderischer Angriffe auf einen Wohltäter ein Unrecht ... Wer der Meinung ist, die Lage hätte garnicht mehr schlimmer werden können, möge sich daran erinnern, daß immerhin weit über zwei Millionen Juden – mehr als ein Viertel der europäischen Juden – Hitlers Gemetzel eben doch überlebt hatten, wenn auch mit knapper Not – dank der Hilfe der Kirche, Bischöfe, Priester, Laien ... Der Talmud lehrt uns «Wer immer ein Leben rettet, dem wird es angerechnet, als habe er eine ganze Welt gerettet.» Wenn dies wahr ist – und es ist so wahr wie der typischte aller jüdischen Lehrsätze: der von der Heiligkeit menschlichen Lebens –, dann muß ein Jude auch einen großen Retter jüdischen Lebens laut verteidigen."

(Rom und die Juden, Freiburg 1967, 195 f.). Ebenso wie hier Pius' XII. umfangreiche Bemühungen anerkannt wurden (dasselbe taten andere Personen und Stellen); haben Mitglieder des Hilfskomitees der Jewish Agency in einem Schreiben vom 14. 10. 44 an den damaligen Nuntius Roncalli, den späteren Papst Johannes XXIII., der tausenden Juden in Frankreich das Leben retten half, bezeugt: „Das humanitäre Interesse, das der Hl. Stuhl und seine edlen Vertreter in verschiedenen Ländern Europas bewiesen, in denen Juden mit der Deportation bedroht wurden, und die Hilfe, die ihnen so großzügig gewährt wurde, wobei tausende von Menschen vom sicheren Tod gerettet wurden, werden von unserer Nation und vom Gewissen der zivilisierten Welt nie vergessen werden." (Groppe a. a. O. S. 32).

Zu diesen Männern gehört in Deutschland v. a. der damalige Bischof von Berlin, Kardinal von Preysing, mit seiner Hilfsstelle und in Wien eben Kardinal Innitzer, dessen Wirken P. Groppe im folgenden so eindringlich gedenkt.

3. Inzwischen gehen aber Verschweigen und Desinformation weiter. Kürzlich erschienen von Georg Denzler und Volker Fabricius zwei Fischer-Taschenbuchbändchen „Die Kirchen im Dritten Reich – Christen und Nazis Hand in Hand?" (Nr. 4320 und 4321, 1984). Darin wird die Wiener Hilfsstelle, obwohl sie – wie mir P. Groppe versicherte – Denzler bekannt sei, nicht einmal erwähnt. Denzler hatte schon in „Die Zeit" vom 1. Sept. 1982, S. 9–10 einen Aufsatz über „SS-Spitzel in der Soutane" mit dem Untertitel „Wie die katholischen Bischöfe im 3. Reich mitschuldig wurden" veröffentlicht. Dazu schrieb Prof. Gabriel Adriányi: Gleich nach dem Krieg hätte die katholische Öffentlichkeit schon garnicht „... die Behauptungen eines ehemaligen katholischen Priesters und engen Mitarbeiters Himmlers und Eichmanns Glauben geschenkt, der – von Haß gegen seine frühere Kirche erfüllt – heute den Spieß umdreht und beteuert, nicht die Nationalsozialisten hätten das eigentliche Verbrechen begangen, sondern die Päpste und Bischöfe, weil sie gegen den nationalsozialistischen Staat nur mit minimaler Opposition aufgetreten seien und durch falsche Rücksichtnahme und ängstliches Schweigen Hitler und seiner Regierung für ihre verbrecherischen Methoden und Ziele freie Bahn gelassen hätten. In dieser Behauptung ist die Kausalität zwischen kirchlicher Nachgiebigkeit und Nationalsozialismus – als ob die Kirche durch Widerstand den Nationalsozialismus und seine Verbrechen hätte verhindern können! – ebenso unrealistisch, ja unbegründet, wie auch das angebliche Leisetreten eine glatte Lüge ist." (Widerstand der katholischen Kirche, in: Politische Studien, Zweimonatsschrift über Politik und Zeitgeschehen, 34. Jahrg. Nr. 267 – Jan./Febr. 1983, S. 57–67). Immerhin sind nach der gerade herausgekommenen sorgfältigen Dokumentation „Priester unter Hitlers Terror" von Ulrich von Hehl (Grünewald-Verl. Mainz) 8021 Priester, davon 7155 Weltgeistliche, aus „politischen Gründen" von 1933–45 „in irgendeiner Form von insgesamt 22 703 nationalsozialistischen Gewaltmaßnahmen betroffen worden" (DT vom 19. 12, 84), d. h. mehr als ein Drittel des damaligen aktiven Weltklerus.

4. Unsere Zeit hat eigentlich kein großes Recht, höchste moralische Ansprüche an eine Kirche zu stellen, die sich – alles in allem und auch bei Bereitschaft zu selbstkritischer Prüfung – damals bewährt hat. Der ehemalige Bundespräsident Cartens sieht hier tiefer, wenn er anläßl. seines 70. Geburtstages betr. die innere Lage unseres Landes sagte: „Die Wiedergewinnung der religiösen Dimension ist von entscheidender Bedeutung für unsere Zukunft, ja für die Zukunft und das Überleben der Menschheit – Ich habe nichts Wichtigeres zu sagen als dies." („Die Welt" vom 15. 12. 84, S. 1).

Könnte für eine solche Wiedergewinnung nicht die mahnende Erinnerung an jene opferbereiten Männer und Frauen, Papst, Bischöfe, Priester und Laien beitragen, die aus religiösen Kräften lebten und sich für andere – auch Glaubensfremde – hingaben? Sollten wir nicht auch die Erinnerung an die Weihe Deutschlands an das heiligste göttliche Erlöserherz am 10. Januar 1915 in solchen Zusammenhängen verstehen? Nur so finden wir wieder eine gute Identität, tatkräftige Zuwendung zum Nächsten, Liebe zu unserem Volk, innere Beheimatung in der Kirche, Sinnerschließung und ein tieferes, tatkräftig schützendes und aufbauendes Ja zum Leben.

Angesichts des erschütternden Dramas von Holocaust, das ja leider keine Erfindung überhitzter Hirne ist, mag sich vor allem jüngeren Menschen, denen die damalige Zeit allenfalls aus Büchern bekannt ist, die Frage aufdrängen, ob denn nicht wenigstens die katholische Kirche versucht habe, dem Morden zu wehren. Der inzwischen weltweit bekannte *Berliner Dompropst Bernhard Lichtenberg* erinnert daran, daß sich wenigstens eine Stimme zugunsten der Verfolgten erhob. Aber war das alles? War er nur Ausnahme einer beschämenden Regel?

Schon lange vor der „Machtergreifung" hatte die Kirche, abgesehen von den mahnenden Worten Pius XI. gegen den Ungeist des Rassisimus[1]) vor allem in den Niederlanden[2]) und in Deutschland[3]) den nazistischen Rassenwahn scharf verurteilt. Auch später[4]), bis weit in den Krieg hinein, wandten sich Papst und Bischöfe wiederholt gegen die Vergötzung der Rasse.[5]) Die Art und Weise ihres Vorgehens freilich entsprach nicht den Vorstellungen, wie sie Bürgern eines freien Rechtsstaates vorschweben mögen. Jedoch der direkte Protest der niederländischen katholischen Bischöfe gegen die Judenverfolgung im Jahr 1942 hatte zur Folge, daß nunmehr auch die getauften Juden deportiert und vergast wurden.[6]) Prominentestes Opfer war die Philosophin und Karmelitin *Edith Stein.*

Stille Hilfe, die von ihrer oft sehr wirksamen Arbeit kein Aufhebens machte, blieb oft der einzige Ausweg. Mit Theaterdonner war niemandem gedient. Dem heroischen Einsatz oft unbekannter Laien, zahlreicher Priester und Ordensleute beiderlei Geschlechts ist es zuzuschreiben, daß die von ihnen geretteten Juden „bei weitem die von allen anderen Kirchen, religiösen Einrichtungen und Hilfsorganisationen zusammengenommen" übersteigt, wie der renommierte jüdische Theologe und Historiker, Professor *Pinchas E. Lapide,* in seinem Buch „Rom und die Juden" schreibt: „Die katholische Kirche ermöglichte unter dem Pontifikat von Pius XII. die Rettung von mindestens 700.000, wahrscheinlich sogar von 800.000 Juden vor dem gewissen Tod."[7])

*

Meist anonyme, unbesungene Helden haben *allein in und bei Berlin 3.000 bis 4.000 Juden* während des Krieges unter höchster Lebensgefahr versteckt und durchgefüttert. *In Wien waren es im Jahr 1942 2.282 genau erfaßte „U-Boote",* wie sie damals genannt wurden.[8]) Neben zahlreichen Menschen, die aus christlichen oder humanitären Beweggründen diesen Verfolgten halfen, waren es im damaligen „Großdeutschland" mehrere offizielle kirchliche Stellen, die sich jahrelang der gefährdeten „Volksschädlinge" annahmen.[9])

– Hier wäre an erster Stelle der St. Raphaels Verein in Hamburg zu nennen, der bis zu seiner Auflösung durch die Gestapo am 25. 6. 1941 „nichtarischen Katholiken" bei der Ausreise behilflich war.

– 1935 errichtete *Bischof Konrad Graf von Preysing* das Hilfswerk beim Bischöflichen Ordinariat Berlin, dessen Leitung in den Händen von *Dompropst Lichtenberg* lag. Nach seiner Verhaftung führte *Frau Dr. Margarete Sommer* dieses Werk fort.

– In Freiburg i. Br. baute *Frau Dr. Gertrud Luckner* einen Helferkreis für Juden und andere Verfolgte des Naziregimes in der Zentrale des Caritasverbandes auf. Sie leitete ihn bis zu ihrer Deportation ins KZ Ravensbrück im März 1943.

– Den zahlenmäßig wohl größten Umfang hatte die von *Kardinal Innitzer* in Wien gegründete „Erzbischöfliche Hilfsstelle für nichtarische Katholiken", die von Dezember 1940 bis über das Kriegsende hinaus mehreren tausend Juden, die katholisch getauft waren, wirksame Unterstützung und Hilfe gewährte. Leiter dieser Hilfsstelle war *der deutsche Jesuit Ludger Born.* Ihm standen während der

Jahre der Verfolgung insgesamt 23 Mitarbeiterinnen zur Seite. Von ihnen wurden neun deportiert und bis auf eine alle vergast.

Auch die Hilfsstelle versuchte zunächst möglichst vielen die Ausreise zu ermöglichen. Doch *die weitgehend fehlende Bereitschaft des Auslands, verfolgte Juden aufzunehmen* und die Schikanen der NS-Behörden setzten diesem Bemühen ein rasches Ende.

Jahraus, jahrein versorgte die Hilfsstelle Tausende mit Geld, Lebensmitteln, Kleidung, Wäsche und Schuhen. Kranke wurden besucht, Verzweifelte aufgerichtet, Arbeit und Wohnung, ärztliche und zahnärztliche Behandlung sowie juristischer Beistand vermittelt. Selbst nach dem Tod der Schutzbefohlenen hörte die Sorge für sie nicht auf. Juden durften nicht auf „arischen" Friedhöfen bestattet werden.

*

Wenn auch die damaligen Helfer ihr einstiges Tun am liebsten mit Stillschweigen übergehen möchten, so scheint es doch notwendig, die Erinnerung an diese Menschen, die Jahre hindurch im Schatten der allgegenwärtigen Gestapo die Fackel der Menschlichkeit hochhielten und ein unübersehbares Zeugnis christlicher Nächstenliebe gaben, wachzuhalten. Schon um unserer Jugend willen, die stets auf der Suche nach Vorbildern ist. Die Brüderlichkeit in der Kirche ist ja keine Erfindung der nachkonziliaren Zeit. Sie wurde seit den Tagen der Apostel bis heute von zahllosen anonymen Heiligen gelebt, denen der Name „Christ" eine Verpflichtung bedeutet. Sie haben sich ohne große Worte, aber durch die überzeugende Beredsamkeit der Tat mit den geringsten Brüdern Jesu identifiziert.[10])

Unter den Papieren P. Borns fand ich einen Brief von Frau Dr. Sommer, der ehemaligen Leiterin des Berliner Hilfswerkes an P. Born vom 21. 11. 1961. In ihm heißt es:

„Je länger ich über diesen Auftrag nachdenke (sie sollte über das Berliner Hilfswerk schreiben), um so mehr bedrückt er mich. Meine Arbeit aus der Verfolgungszeit kommt mir so unbedeutend, so recht armselig vor. – Allerdings, als ich heute zufällig am Radio einen Auszug aus einem Grüber-Artikel über seine Rolle in Jerusalem im Eichmann-Prozeß hörte, da wurde der Widerstand gegen diese „Schuld-Tiraden", diese Beschuldigung der Christen, der Kirchen, gestärkt. Es sieht nachgerade so aus, als ob die Christen – als Christen – die Juden verfolgt haben. Schon die Gegenüberstellung: Juden – Christen ist falsch! Für die Verfolgungszeit muß die Gegenüberstellung heißen: Juden und Nichtjuden! Die Verfolger waren wirklich alles andere als Christen, auch wenn sie zufällig in einer Kirche getauft worden waren. – Die Ent-Christlichung der Menschen, der Zeit, hat diese Verfolgung erst möglich gemacht!"

• Kurz nach dem Krieg beauftragte Kardinal Innitzer P. Born, einen kurzen Bericht über die Tätigkeit der Hilfsstelle zu schreiben. In ihm heißt es u. a.[11]): Eines der erschütterndsten Kapitel der Naziherrschaft in Österreich von 1938–45 war der Antisemitismus mit seinem kompakten Bündel an Maßnahmen, welche die Juden unter Ausnahmerecht stellten, um sie rechtlos zu machen und schließlich auch der physischen Ausrottung auszuliefern. Der 12. März 1938 brachte mit dem Einmarsch der Wehrmacht und in ihrem Gefolge des Sicherheitsdienstes (SD) und der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) die Juden Österreichs um Freiheit, Heimat und Recht. Über Nacht wurden sie aus der Sicherheit ihrer Existenz gerissen und zu Enterbten und Geächteten. Dies galt besonders für Wien. Österreich hatte laut Volkszählung vom Jahr 1934 bei einer Gesamtbevölkerung von 6.760.233 insgesamt 191.481 Juden. Der bei weitem größte Teil, 176.034, entfiel auf Wien, das damals eine Bevölkerung von 1.874.130 hatte.

Das Inkrafttreten der Nürnberger Gesetze auch auf österreichischem Boden traf die Mehrzahl der von diesen Gesetzen

betroffenen Juden und jüdischen Mischlingen – dazu gehörten auch alle Christen und Konfessionslosen jüdischer Abstammung – als unerwarteter Schlag und völlig unvorbereitet. Wer immer in der Lage war, wanderte aus. So sank die Zahl der Juden in Wien bis 1939 auf 86.677. Wer nicht auswandern konnte und wollte, mußte freiwillig oder erzwungenermaßen das schwere Schicksal auf sich nehmen. Am laufenden Band wurden den Juden Einschränkungen und Verbote auferlegt, die ihre Bewegungsfreiheit und persönlichen Rechte immer mehr einengten, sofern sie nicht ohnehin der Zwangsverschleppung zum Opfer fielen. Erinnert sei an das Verbot der Eheschließung mit Personen deutschen oder artverwandten Blutes, an das zwangsweise Ausscheiden aus dem Öffentlichen Dienst und anderen Berufen, an die Arisierung jüdischer Betriebe, die Anmeldung in- und ausländischen Vermögens, die 25%ige Sühneabgabe im Dezember 1938 für die Ermordung des deutschen Gesandtschaftsrates Ernst vom Rath am 7. 11. 38 in Paris. Juden wurden verpflichtet, Edelmetalle und Edelsteine abzuliefern, ihnen wurde die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt und sie wurden verpflichtet, den Zusatznamen Israel bzw. Sara anzunehmen. Juden durften nicht selbständig Rundfunksendungen empfangen, für sie wurde der Mieterschutz aufgehoben, sie wurden in Wohngemeinschaften zusammengepfercht bzw. in einzelne Wiener Bezirke. Der Schulbesuch wurde auf eigene jüdische Schulen eingeschränkt, bis im August 1942 das Verbot jeglichen Unterrichts für jüdische Kinder erlassen wurde.

Die schwerste Einschränkung brachte jedoch die Polizeiverordnung vom 1. 9. 1941, die alle Juden, die das 6. Lebensjahr vollendet hatten, zum Tragen des gelben Judensterns in der Öffentlichkeit verpflichtete. Er war deutlich sichtbar auf der linken Brustseite des Kleidungsstückes aufgenäht zu tragen. Dazu kamen noch für Juden fest vorgeschriebene Einkaufszeiten in nur für Juden bestimmten Geschäften mit deutlich gekennzeichneten jüdischen Lebensmittelkarten. Für Juden gab es zeitweiliges Ausgehverbot, das Verbot des Betretens von Park- und Ringanlagen, Unterhaltungsstätten wie Kinos, Theater, Gast- und Kaffeehäusern, der Benutzung von Straßenbahnen usw. Vergehen gegen alle diese Verordnungen wurden mit Gefängnis bzw. Deportation bestraft. Die Lage der Juden war aussichts- und hoffnungslos. Selbstmorde waren an der Tagesordnung. Hilfe in dieser ausweglosen Situation war schwierig, gefährlich und doch so notwendig.

Wie kam es zur Gründung der Hilfsstelle?

Offiziell durfte nur die Wiener Israelitische Kultusgemeinde (IKG) die Rechtsvertretung und Fürsorge für Juden ausüben, weil sie die alleinige behördlich eingesetzte und anerkannte Vertretung aller Juden war, sowohl der Glaubensjuden wie der Nichtglaubensjuden. Ihr lag verständlicherweise vor allem die Vertretung der Glaubensjuden am Herzen. So kam es in Wien zunächst zur *„Auswanderungshilfsorganisation für nichtmosaische Juden in der Ostmark"*. Obwohl nicht offiziell anerkannt, nahm sie die Interessen und Belange der Nichtglaubensjuden in Zusammenarbeit mit der Kultusgemeinde hinsichtlich Auswanderung, Evakuierung und Fürsorge wahr. Laut Statistik dieser Stelle vom 31. 12. 1941 betrug die Zahl der Nichtglaubensjuden insgesamt 7.917. Hiervon waren

3.836 römisch-katholisch

1.425 evangelisch

2.434 konfessionslos, 135 altkatholisch und 71 gehörten anderen Konfessionen an.

• Es wäre unrecht, nur immer auf den durch nichts zu rechtfertigenden Terror der Nazis und ihre himmelschreienden Morde hinzuweisen, ohne im gleichen Atemzug die Menschen zu erwähnen, die sich unter Einsatz ihres Lebens für die Verfemten und Verfolgten eingesetzt haben. Es ist anerkennenswert, daß H. G. Adler, der Verfasser der umfangreichen Monographie *„Theresienstadt 1941–1945" (1955)* und *„Die verheimlichte Wahrheit" (1958),* schon vor Jahrzehnten darauf aufmerksam gemacht hat, daß „allein die Anzahl der in und bei Berlin meist mit deutscher Hilfe den Krieg verborgen überlebenden Juden auf 3.000 bis 4.000 Personen geschätzt wird."[12])

Ende 1940 gründete Kardinal Innitzer die *„Erzbischöfliche Hilfsstelle für nichtarische Katholiken"* zur fürsorgerischen und seelsorgerlichen Betreuung aller nichtarischen Katholiken, die nach dem Gesetz Juden waren. Allein mit privater Hilfsbereitschaft und persönlichem Mut war es in dieser Situation nicht getan. Es bedurfte hierzu einer offiziellen kirchlichen Einrichtung, die in aller Öffentlichkeit versuchte, ungeachtet aller persönlichen Gefährdung der Mitarbeiter, ihre schwierige Aufgabe zu erfüllen. Kardinal Innitzer nahm diese Hilfsstelle, die ihm persönlich unterstellt war, in sein Palais auf. Sie stand allen Rat und Hilfe Suchenden jederzeit offen. Bis Mitte 1941 ging es vor allem um Beratung und Hilfe bei der Auswanderung, bis Ende 1942 um die Sorge für die Evakuierten. Hinzu kamen stets allgemeine Fürsorge und seelsorgerliche Betreuung, wie sie auch sonst in den Gemeinden üblich ist.

• Der heutige Mensch hat wohl kaum eine Vorstellung davon, welch ungeheure Schwierigkeiten einer Auswanderung im Wege standen. Das Ausland sträubte sich mit Händen und Füßen gegen die Einwanderung von Juden und wo sie doch einmal zugelassen wurden, nahm man ihnen, wie etwa Ärzten, die Möglichkeit, ihre Praxis zu eröffnen. *Brasilien beispielsweise* versprach Papst Pius XII. 3.000 Einreisevisa, aber nur für katholisch getaufte Juden, die vor einem bestimmten Stichtag getauft sein mußten. Es gab einen jahrelangen Kampf um die vom brasilianischen Präsidenten Varga Papst Pius XII. zugesagten Einreisevisa. Etwa 2/3 konnten schließlich aus den verschiedensten Gründen – so durch Sabotage der brasilianischen Konsulate – nicht ausgenutzt werden. *Adler* schreibt hierzu:

„Das Versagen der Mächtigsten dieser Erde bildet den düsteren Hintergrund, von dem sich der verzweifelte Kampf gegen die Durchführung der „Endlösung" lichtvoll abhebt ... Proteste, Rundfunkmeldungen, Strafandrohungen und lahme kleinere Hilfsaktionen imponierten den Mördern wenig, die geschickt diese Schwäche und klägliche Untätigkeit ausnutzten. Nie wurden die Vernichtungslager von Auschwitz oder andere Lager und die Zufahrtsbahnen bombardiert, obwohl die nötigen Einzelheiten über Genf nach dem Westen gemeldet wurden. Nie wurde versucht, den Todgeweihten in Lagern und Zwangsghettos durch Abwürfe von Waffen und Sprengstoffen oder gar mit Fallschirmtruppen zu helfen, obwohl durch einen geschickten Handstreich, Freiwillige hätten sich gefunden, die Auschwitzer Anlagen für Monate, bei Wiederholung für immer unverwendbar geworden wären. Man hat im Westen wie im Osten zu viel verabsäumt."[13])

Evakuierungen

Von Ende 1940 bis Ende 1942 wurden in 48 Transporten je 1.000 Juden in das Generalgouvernement, nach Litzmannstadt (Lodz) und nach Theresienstadt verschleppt. 1943 folgten kleinere Transporte. Insgesamt waren hiervon etwa 2.000 Katholiken betroffen. Die Aushebungen erfolgten bei Nacht und Tag ohne vorherige Verständigung. Den Betroffenen blieben 2–3 Stunden zum Packen der wenigen Habseligkeiten, die sie mitnehmen durften. Bis zum Abtransport wurden sie in Sammellagern konzentriert, in denen unglaubliche Zustände herrschten. Alle Versuche des Kardinals, über kirchliche wie außerkirchliche Stellen, die Transporte zu verhindern, blieben erfolglos. In einzelnen Fällen gelang es der Hilfsstelle, Schützlinge von den Transportlisten streichen zu lassen oder einen Aufschub zu erwirken. Viele wurden vor der Abreise mit einem größeren Geldbetrag, mit Wäsche, Kleidung und Dek-

ken versorgt. Mit den nach Polen Evakuierten stand die Hilfsstelle bis Mitte 1942 in Briefwechsel. Dann ging er zurück und brach ganz ab. Die Hilfsstelle sandte auch Pakete von Wien, aus der Provinz und dem Protektorat nach Polen. Es war keine leichte Aufgabe – von der Beschaffung der Lebensmittel und Kleidung einmal abgesehen, es war ja alles rationiert – denn viele Postämter weigerten sich, „Judenpakete" anzunehmen. Aus Theresienstadt kam zunächst sehr spärlich Nachricht. Bis Ende 1942 waren der Hilfsstelle etwa 20 Anschriften bekannt, bis Ende 1943 etwa 150. Die Korrespondenz mit den Schützlingen bedeutete diesen sehr viel, wenn sie auch auf eine Postkarte beschränkt blieb.

Ab Weihnachten 1942 begannen die Paketsendungen nach Theresienstadt, anfangs waren es 20–30 monatlich, ab Juli 1943 stieg die Zahl auf 200 und mehr im Monat. Im 2. Halbjahr 1943 waren es nach den Aufzeichnungen 1.398 Päckchen, im Jahr 1944 insgesamt 7.277, meist à 2 kg. Einzelne Pakete gingen auch in die Konzentrationslager Ravensbrück, Buchenwald, Birkenau und Auschwitz.

Fürsorge

Von Anfang an half die Hilfsstelle auch in allen übrigen Notlagen nach Kräften. Bis zu 300 Bedürftige wurden monatlich mittels finanzieller Beihilfen für Miete, ärztliche Behandlung, Spitalskosten, Übersiedlungszuschüsse, Begräbniskosten usw. unterstützt. Es wurden Wohnungen, Rechtsbeistand, Arbeit, Privatunterricht, ärztliche Betreuung, Aufnahme in Spital und Altersheim vermittelt. Die Hilfsstelle versorgte die Schützlinge mit Wäsche, Kleidung, Schuhen und vor allem in der letzten Zeit des Krieges immer mehr mit Lebensmitteln. Es wurden Kindergarten, Nähstube, Kinderhort und ein Altersheim geschaffen. Eine Schule für nichtmosaische Kinder wurde gegründet. Man nahm sich der „U-Boote" an, d. h. solcher Juden, die sich der Zwangsevakuierung entzogen, untertauchten und unangemeldet lebten. Ebenso auch der Juden aus Ungarn, die in Lagern in Wien und Niederösterreich unzulänglich untergebracht waren und zu hartem Arbeitseinsatz gezwungen wurden. Selbst Kinder waren von der Zwangsarbeit nicht ausgenommen. Das Begräbnis von Juden war durch Verordnung des Wiener Magistrats auf Gemeinde- bzw. kirchlichen Friedhöfen untersagt. Durch Verhandlungen mit dem Ältestenrat der Juden in Wien, der seit Ende 1942 die offizielle Vertretung aller in Wien verbliebenen Juden wahrnahm, erreichte die Hilfsstelle, daß die nichtarischen Katholiken auf dem jüdischen Friedhof in einer eigenen Halle kirchlich eingesegnet, vom Priester zum Grab begleitet und dort kirchlich beerdigt wurden.

Seelsorgshilfe

Hand in Hand mit diesen verschiedenen Hilfsmaßnahmen ging die seelsorgerliche Betreuung. Fast alle, die kamen, suchten auch Trost in ihrer seelischen Not, sie verlangten nach Aussprache und Zuspruch. Die Mitarbeiterinnen besuchten nicht nur die finanziell Befürsorgten regelmäßig, sondern suchten nach und nach alle der Hilfsstelle bekannten rassisch Verfolgten auf, um nach ihnen zu schauen, sie zu beraten, aufzurichten und in Kontakt mit der Kirche zu bringen. Alle waren unendlich dankbar für diese Besuche, um das Wissen, daß die Kirche sich um sie kümmerte, daß eine Stelle existierte, an die sie sich in aller Not wenden konnten. Die Besuche gaben oft den Anstoß, Austritte aus der Kirche rückgängig zu machen, Ehen zu ordnen. Jeden Monat war für alle eine Andacht oder eine hl. Messe in der Universitätskirche. Eine Gruppe größerer Mädchen erhielt jeden Donnerstag eine Glaubensstunde. Sie wurden bald die „Donnerstagskinder" genannt. Eines dieser Mädchen von ehedem wurde inzwischen über die Grenzen Österreichs bekannt: *Ilse Aichinger*. In ihrem Erstlingswerk, „Die größere Hoffnung", hat sie die Empfindungen und Eindrücke jener Tage der Nachwelt überliefert. Ein anderer Schützling aus der Zeit der Verfolgung, der im Kinderheim untergebracht war und eine Lehre besuchte, hat inzwischen auch Berühmtheit erlangt: *Arik Brauer*. Doch es ging ja nicht um Prominente, denn damals waren sie Jugendliche, es ging einfach um Rettung und Hilfe, die Bewahrung des Humanum, soweit es in den schwachen Kräften der Mitarbeiter der Hilfsstelle lag.

Aus dem Gedanken heraus, daß die Verfemten eines Tages ganz auf sich allein gestellt sein würden und ohne jeden priesterlichen Beistand leben und sterben müßten, rief P. Born mit seinen Mitarbeiterinnen zur Zeit der Evakuierungen allwöchentlich einen Kreis geeigneter Persönlichkeiten zusammen, um sie auf die bevorstehende Situation vorzubereiten. Einige erhielten mit Erlaubnis des Kardinals das Allerheiligste, besonders für Kranke und Sterbende. Es liegen Berichte vor, daß die Mitarbeiterinnen, die nach Theresienstadt deportiert wurden, aber auch andere, im Lager Andachten organisierten, Vorträge hielten, sich der religiösen Betreuung von Kindern, Kranken und Sterbenden annahmen und die verstorbenen Glaubensbrüder beerdigten.

Warum wurde die Hilfsstelle von der Gestapo geduldet? Seit Dezember 1940 arbeiteten P. Born und seine Helferinnen in aller Öffentlichkeit. Alle waren sich bewußt, daß es sich um ein gefährliches Unternehmen handelte. Jeder rechnete mit Überwachung, Bespitzelung und Maßnahmen. Die Gestapo wußte natürlich um die Hilfsstelle, stand die Adresse doch sogar im Telefonbuch. P. Born wurde öfter gewarnt, ihm drohe eine Verhaftung. Er blieb und weder ihm noch der Hilfsstelle geschah etwas. P. Born und seine Getreuen haben oft gerätselt, warum ihnen nichts geschah. Mir persönlich scheint es die Tatsache gewesen zu sein, daß sich die Hilfsstelle im erzbischöflichen Palais befand und man einen Eklat vermeiden wollte. Dennoch hielt offenbar der Herr seine Hand über seine Getreuen.

Der Judenstern

Wie schon erwähnt, war die Polizeiverordnung vom 1. 9. 1941, die allen Juden, die das 6. Lebensjahr vollendet hatten, verbot, sich in der Öffentlichkeit ohne Judenstern zu zeigen, eine der härtesten Maßnahmen. Die Juden sollten mehr und mehr isoliert, der Verkehr mit ihnen erschwert und die vorgesehenen Maßnahmen zur Vorbereitung der Endlösung erleichtert werden. Mit diesem Zeichen waren sie offiziell geächtet. Viele Menschen trauten sich nicht mehr aus dem Haus, aus Furcht, belästigt und schikaniert zu werden.

Auch viele Katholiken jüdischer Abstammung waren betroffen. Ein Großteil der Konvertiten ging wegen dieses Kennzeichens nicht mehr zur Kirche. Die Verordnung trat am 19. 9. 41 in Kraft. *Kardinal Innitzer* ließ dem Klerus *ein Hirtenwort zu dieser Maßnahme* zukommen. Auf bisher ungeklärte Weise gelangte der Text auch in die Hände des SD, der ihn in seinen „Geheimen Lageberichten" zitierte. Dieses Hirtenwort kam nicht zur Verlesung. Eine Anweisung des Ordinariates ordnete die Vernichtung an. Ein Pfarrer hob es dennoch auf und so blieb es der Nachwelt erhalten. Ob der Kardinal eine Warnung erhielt, die mit angedrohten Repressalien verbunden war, vermag niemand zu sagen. Jedenfalls wurde am Sonntag, dem 21. 9. 41 folgende Mitteilung von allen Kanzeln der Erzdiözese verlesen: „Am 19. 9. 41 ist eine Polizeiverordnung in Kraft getreten, wonach es allen Juden, die das 6. Lebensjahr vollendet haben, verboten ist, sich in der Öffentlichkeit ohne Judenstern zu zeigen. Auf viele Anfragen, die an kirchliche Stellen ergangen sind, wird den Gläubigen mitgeteilt, daß alle katholisch getauften Christen, auch die nichtarischen Christen, nach wie vor am religiös-kirchlichen Leben teilnehmen können."

Die „U-Boote"

Wenn man in der damaligen Zeit Schwierigkeitsstufen unterscheiden wollte, so gehörten die untergetauchten Juden für ihre Betreuer sicher zur schwierigsten Kategorie. Was es bedeutet, illegal, d. h. unangemeldet, ohne gültigen Ausweis, ohne Lebensmittelkarten und vor allem ohne Wohnung zu leben, kann sich wohl heute kaum jemand vorstellen. Viele irrten ohne Obdach umher, nächtigten im Freien, unter Brücken usw. Über Nacht wurden sie nur ungern längere Zeit behalten, besonders später bei Luftangriffen. Manche hielten es einfach nicht mehr aus, gingen auf die Straße und wurden verhaftet. Namentlich für Männer im wehrfähigen Alter war es gefährlich, in Zivil, ohne gültigen Ausweis auf die Straße zu gehen. Abgesehen von der Lebensmittelversorgung, der Sorge in ernster Krankheit, denken wir etwa an Zahnschmerzen, war das Wohnungsproblem am schwersten zu lösen. Es gehörte schon außergewöhnlicher Mut dazu, Juden zu verstecken, war dies doch eine ständige Bedrohung für das eigene Leben wie für die Familie. Zur Zeit der Luftangriffe konnte der Luftschutzwart die Wohnungen kontrollieren, ob alles in Ordnung war usw.

Trotzdem lebten laut Statistik der IKG 1942 in Wien 2.282 Personen illegal.[14])

• Mancher Leser mag sich fragen, woher denn das Geld für all die Hilfsaktionen kam. Insgesamt gab die Hilfsstelle 375.417,44 RM aus. Angesichts der damaligen Not mag diese Summe recht bescheiden erscheinen. Doch erst Vergleiche ergeben ein einigermaßen zutreffendes Bild. Ein Kaplan des Weihejahrgangs 1938 erhielt im Juli 1940 ein Nettogehalt von 106,56 RM. Ein lediger Studienrat (Regierungsrat) bekam in der Anfangsstufe 408,-- RM, in der Endstufe 684,-- RM.

Der Journalist und Schriftsteller *Frederic W. Nielsen* zitiert in seinem Buch „Emigrant für Deutschland" einen Brief des PEN-Clubs, dessen Mitglied er war. Dieser sah sich außerstande, „die versprochene Unterstützung von zehn Mark zukommen zu lassen." Statt dessen gewährte das Britische Flüchtlingskomitee einen „wöchentlichen Zuschuß von 2,50 RM".[15])

+ Woher kam nun das Geld? Es war immer da und ging nie aus. *Viele unbekannte Spender* brachten es, viele direkt in die Hilfsstelle, andere brachten es ihren Seelsorgern, gaben es im Beichstuhl oder im Sprechzimmer ab. Gelegentlich kamen größere Beträge *von einzelnen Bischöfen oder vom Papst.* Der größte Geldgeber aber war *der Kardinal.* Jeden Monat stellte er einen festen Betrag zur Verfügung. In vielen Einzelfällen gab er zusätzlich Geld. Selbstverständlich mußte auch er das Geld irgendwoher bekommen. In Wien gab es *einen bekannten Chirurgen,* der nach jeder Operation dem Kardinal eine große Geldsumme übergab. Der Verfasser wurde jedoch gebeten, den Namen dieses großen Wohltäters, der ganz wesentlich zur Unterstützung der verfolgten Juden beigetragen hat, nicht zu nennen.

+ Mit den Lebensmitteln ging es ähnlich wie mit dem Geld. Immer wieder brachten oft Unbekannte sie in die Hilfsstelle. Auch städtische Angestellte, die an Lebensmittelkartenstellen saßen, brachten Lebensmittelmarken. Was dies bedeutet, kann sich niemand vorstellen, der die damalige Zeit nicht kennt. Handelte es sich doch nach der damaligen Rechtsprechung um schwere Verbrechen, die im günstigsten Fall mit hohen Zuchthausstrafen, für gewöhnlich mit Einlieferung ins KZ oder Todesstrafe bedroht waren. *Der Heldenmut so vieler unbekannter Helfer und ihr selbstloser Einsatz für ihnen völlig fremde Menschen darf nicht einfach mit Stillschweigen übergangen werden.*

+ Aber trotz aller materiellen Hilfe, die vielen das Überleben überhaupt erst ermöglichte, war doch die seelische Stütze noch bedeutsamer: „Daß ihr uns nicht allein gelassen habt in unserer Angst, in unserer Verzweiflung ... Daß ihr immer wieder zu uns gekommen seid, obgleich unsere Wohnungen als Judenwohnungen gekennzeichnet waren ... Daß wir zu euch kommen durften, wenn wir nicht mehr weiter wußten ... Daß ihr einfach für uns da wart, hat uns aufrecht gehalten, hat uns als Hoffnung und Trost begleitet ins Lager, in die Deportation und ins grausame Ende ..."[16])

Kardinal Innitzer

Wenn man über die Wiener Hilfsstelle spricht, muß man natürlich Kardinal Innitzer erwähnen, war sie doch sein ureigenstes Werk. Was war er für ein Mann? Ein „barmherziger Verräter"?, wie die „Zürcher Woche" schrieb (7. 4. 67), oder doch zumindest ein „Kardinal im Zwielicht" (St. Pöltener Kirchenzeitung vom 10. 3. 68). Eine gerechte Beurteilung des damaligen Wiener Oberhirten ist sicher nicht leicht auf einen Nenner zu bringen. Seine Devise lautete: In Liebe dienen. Wer die erhalten gebliebenen Unterlagen über sein Wirken studiert, nicht zuletzt seinen Einsatz für die Hilfsstelle, spürt, daß dieser Wahlspruch wohl das hervorstechendste Merkmal seines Lebens war. Er liebte keine großen Reden über Nächstenliebe, er handelte einfach. Sein mitfühlendes Herz drängte ihn zur helfenden Tat. Diese Spontaneität war für ihn charakteristisch. Gewiß hatte dieser Zug seines Wesens auch seine Schattenseiten, wenn wir an seine Erklärungen vom März 1938 denken, in denen er mit dem unseligen „Heil Hitler!" schloß. Diese Fakten wurden in der Zwischenzeit von den „Freunden" der Kirche genüßlich plattgewalzt. Sie sind gewiß nicht zu entschuldigen, denn ein Kardinal muß seine Handlungen und Worte sorgfältiger abwägen als Herr Jedermann. Man muß aber fairerweise einräumen, daß er seine Illusionen vom März 38 spätestens im Oktober desselben Jahres, nach dem Sturm der HJ auf sein Palais, begraben hat.

Und er hat sich dann ganz entschieden gegen den Ungeist des NS-Regimes gewandt und keine Kompromisse mehr geschlossen. Er stand vielmehr gradlinig auf dem Boden der Kirche und sein Einsatz für die Verfolgten war beispielhaft. Die Erzbischöfliche Hilfsstelle für nichtarische Katholiken wird für immer ein Ruhmesblatt der Kirche Wiens und seines Erzbischofs, Theodor Innitzer, bleiben.

Viktor Reimann schreibt in seinem Buch „Innitzer, Kardinal zwischen Hitler und Rom":

„Das Urteil über Innitzer wird auch weiterhin zwischen Extremen schwanken. Wohl kaum ein Bischof des 20. Jahrhunderts war so sehr der Liebe und dem Haß, der Achtung und Verachtung, der Verehrung und der Erniedrigung preisgegeben wie der Wiener Kardinal. War der Politiker Innitzer, ungeachtet der lauteren Motive seines Handelns ein Versager, bleibt er als Bischof der kleinen und armen Leute unvergessen. Diese liebten ihn und halten auch heute noch sein Andenken in Ehren, gleich dem eines Heiligen und rufen sogar seine Fürbitte in Not und Krankheit an. Für sie war Innitzer ein großer Kardinal, besaß er doch drei Charakterzüge, die in den Augen der Welt wenig zählen mögen, in den Augen des gläubigen Volkes aber den höchsten Rang verleihen: Hingabe, Güte und Erbarmen."[17])

Anmerkungen:

1) AAS 20, 1928, S. 103 f.; Osservatore Romano vom 30. 7. 38; Weihnachtsbotschaft Pius XI., Lapide, S. 52; Enzyklika „Caritate Christi Compulsi", AAS 24, 1932, S. 177–194.
2) Pinchas E. Lapide, Rom und die Juden, Freiburg 1967, S. 167 ff.
3) Hans Müller, Katholische Kirche und Nationalsozialismus, München 1965, S. 44; S. 46 f.
4) So die Enzyklika „Mit brennender Sorge", AAS 29, 1937, S. 148–167.
5) Gotto/Repgen, Kirche, Katholiken und Nationalsozialismus, Mainz 1980, S. 85.
6) Lapide, a. a. O. S. 167 ff; Israel Digest vom 12. 3. 1965.
7) Lapide, a. a. O. S. 188, 359.
8) L. Groppe, Erklärung von Kardinal Höffner mißverständlich? in Deutsche Tagespost, 22./23. 12. 1978.
9) Born/Groppe, Die Erzbischöfliche Hilfsstelle für nichtarische Katholiken in Wien, ^{3}1979 Wien, S. 129 ff.
10) L. Groppe in: Heimführen werd ich euch von überall her, 1979 Wien, S. 3

ff.; Born/Groppe, a. a. O. passim; L. Groppe in: Beiträge zur Wiener Diözesangeschichte, 20. Jahrgang, Nr. 1: Als Menschen Freiwild waren. S. 6 f.; L. Groppe in: Aktion gegen den Antisemitismus, Nr. 69, 9/78: Helfer der Verfolgten.
11) Born/Groppe, a. a. O. S. 4 ff.
12) H. G. Adler, Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament", S. 91, Der Kampf gegen die „Endlösung".
13) H. G. Adler, Theresienstadt 1941–1945, ^{2}1960 Tübingen.
14) Born/Groppe, a. a. O. S. 55.
15) Born/Groppe, a. a. O. S. 90.
16) Born/Groppe, a. a. O. S. 138 e.
17) Viktor Reimann, Innitzer, Kardinal zwischen Hitler und Rom, 1967 Wien, S. 321 f.

Kurzfassung des Vortrags „Erzbischöfliche Hilfsstelle für nichtarische Katholiken in Wien" am 21. 5. 84 beim Institut für Kirchengeschichte der Universität Bonn.

ANSGAR FALLER

Falscher und wahrer Ökumenismus in der Lehre Richard Baumanns

(Bökmann) Der Verfasser der folgenden sowohl umfassenden wie tief ansetzenden Würdigung (Adresse: Piazza V. Pallotti, 204, 00186 Roma) ist mit dem inneren und äußeren Lebensweg Richard Baumanns seit 40 Jahren verbunden. Wir halten die Vergegenwärtigung dieses exemplarischen Ringens, das Geister und Herzen vieler offenbar werden ließ, für ganz besonders erwägenswert im Monat der Weltgebetsoktav. In der Dezember-Nr. brachten wir bereits die größere Besprechung des letzten Buches von R. Baumann durch F. W. Schilling von Canstatt. Die hier vorliegende bezieht die Dimension der Kirchengeschichte, ja in gewisser Weise kirchenpolitischer Dimensionen ein. Die dramatischen Schicksale unseres Vaterlandes können in der Tat nicht ohne diese tieferen Verhängnisse verstanden oder gar in Geist, Herz und Tat geläutert und zum Besseren gewendet werden. Insofern ist dieser ergreifende Artikel auch ein Beitrag zum Gedächtnis an die Weihe Deutschlands an das Herz des Erlösers am 10. Januar 1915 – inmitten einer – wie die deutschen Bischöfe damals erkannten – weltgeschichtlich folgenreichen Lage. Baumanns erlittene, erkämpfte Einsichten müssen noch von vielen, wohl auch immer mehr katholischen Christen, nachvollzogen werden.

Richard Baumann (im folgenden RB) hat zuletzt in seinem Buch *„Gottes wunderbarer Ratschluß"* (im folgenden GwR), Josef Kral, 8423 Abensberg 1984, 192 Seiten, über seine ökumenische Berufung Rechenschaft abgelegt. Es ist eine eigenartige Berufung im Widerspruch, die eine lange Geschichte aufrollt.

Sein Lebenslauf ist ein Kampf, den er wiederholt zu vermeiden vesucht hat; doch die innere Berufung hat ihn ebenso oft gezwungen, den Kampf durchzustehen.

Geboren am 5. 8. 1899 in Stuttgart, ist er dort vom Stadtpfarrer der Kreuzkirche am 17. 4. 1922 ordiniert worden. Zunächst Vikar in Nürtingen, Heilbronn und Reutlingen, dann Repetent am theologischen Seminar in Maulbronn, wird er schließlich Pfarrer in Besenfeld (Kreis Freudenstadt), in Genkingen (Kreis Reutlingen) und Möttlingen (Kreis Calw). 1942 übermannt den in Tübingen und Marburg theologisch geschulten und den im schwäbischen Pietismus beheimateten Seelsorger die verdrängte katholische Wahrheit. Er spricht sich darüber zweimal mit seinem Landesbischof, Theophil Wurm (1868–1953) aus, und bekennt: „Ich habe Gott versprochen, die Trennung zur Mutterkirche aufzugeben." Des Bischofs Antwort: „Nicht hinübergehen (in die katholische Kirche)! Ins Urchristliche wollen wir uns sammeln."

Wenn so der erste Hauptteil des Lebenslaufes und die Wende leicht zusammengefaßt wird, braucht es eine Meisterhand, um die andere Lebenshälfte nachzuzeichnen. Vor allem

den Einschnitt, den das Jahr 1942 gebracht hat, gilt es wohl zu bedenken. Die Grundentscheidung ist gefallen im Sinne der bischöflichen Losung: Bleib evangelisch!

*

War es nur das Wort Wurms, das RB 40 Jahre lang band und bannte? So darf man es nicht deuten. Es war eingebettet in eine zusehends stärker werdende ökumenische Bewegung. RB nennt in seiner Autobiographie viele Namen, auf die wir hier verzichten müssen. Es genügt gesagt zu haben: Auch Wurms Wort gab ihm Halt, als die Sturzfluten über ihn hereinbrachen. Sie wurden ausgelöst durch die Schrift *„Herr, bist Du es? Versuch einer Antwort auf die Papstansprache vom 2. Juni 1945"*. (Schwaben-Verlag, Stuttgart-Ellwangen, 16 Seiten). 1946 in zwei Auflagen zu je 5000 verbreitet, erregte sie heftigen Widerspruch. Während Bischof Wurm den „Unfall" in ökumenische Bahnen zu lenken versuchte, verhärtete sich die Haltung des Oberkirchenrates insgesamt: „Das können wir nicht dulden. Sie können nicht evangelischer Pfarrer bleiben." (*Stuttgart-Rom. Zur Versöhnung der Christenheit,* Rottweil 1975, 260). RB hat in dieser seiner großen Autobiographie ausführlich diesen Kampf und die Kämpfer geschildert. Weil sie aber mit dem Jahr 1974 schließt, und weil es formell erst Ende 1981 zur Wende und 1982 zum Übertritt in die katholische Kirche kam, hielt er eine abschließende Rechenschaft für unumgänglich. Sie war um so gebotener, als er noch 1980 *„Mein 80. Jahr"* (Aktuelle Texte, Rottweil) als evangelischer Theologe auftrat.

• Wie eingangs gesagt, nennt RB sein letztes Zeugnis „Gottes wunderbarer Ratschluß". Dieses Wort *aus dem Konzilsdokument „Unitatis redintegratio"* verdeutlicht das Unerwartete auch für ihn selber, der sich hundertmal gesagt hat: „Bleib und stirb evangelisch". Wer indes einen Konversionsbericht erwartet, wird enttäuscht. Darüber handeln wenige Seiten. In der Hauptsache schildert er die theologische Auseinandersetzung der Jahre 1942–1953 und ihre Folgen. Unrecht hat er nicht. Denn wer vergegenwärtigt sich heute in einem andern ökumenischen Klima den in seiner Härte unerbittlichen Kampf jener Jahre?

Der Oberkirchenrat erzwang 1947 mit fragwürdigen Mitteln die Entfernung von der Pfarrei. Als „Pfarrer im Wartestand" hielt er den Gemaßregelten jahrelang hin. Erst als er alle Versuche, ihn zum Widerruf zu bewegen oder freiwillig auf das Amt zu verzichten und einen andern Beruf zu ergreifen, als gescheitert ansah, entschloß er sich zur Schaffung und Anwendung einer rechtlichen Handhabe. Unter dem 1. 2. 1951 erschien im Amtsblatt das Lehrzuchtgesetz. Vom Fall Baumann gefordert, nannte man es auch darum *Lex Baumann*, weil, von ihm abgesehen, die Lehrzuchtordnung hinter Schloß und Riegel zu ruhen scheint. Am 4. 8. 1953 wurde der „Irrende" verurteilt. Das Echo über dieses Lehrzuchtverfahren war vor und nach der Verurteilung groß.

• Karl Gerhard Steck hat sich 1965 im Heft 124 der Schriftenreihe *Theologische Existenz heute* (München Chr. Kaiser Verlag) damit befaßt: *Evangelische Lehrzucht?* Er leitet die Abhandlung mit den Worten ein (5): „Wir haben seit 1945 nur e i n e n notorischen Fall erlebt, in welchem sich eine evangelische Kirchenleitung entschloß, einen Gemeindepfarrer in einem formellen Lehrzuchtverfahren aus dem Amt zu entfernen[1])". Die Anmerkung 1 beginnt so: „Es handelt sich um den Fall des württembergischen Pfarrers Richard Baumann, der seit dem Krieg für die Anerkennung des päpstlichen Primats durch die evangelische Kirche eintrat." Steck muß ebendort gestehen, daß „das Echo auf den Fall Baumann nicht unerheblich" ist. Sein theologischer Standpunkt zeigt sich in der Meinung, auch ein „Bruno Bauer" (1809–1882) und ein „David Friedrich Strauß" (1808–1874) seien „zu Unrecht ihres Platzes in der Universitätstheologie verlustig gegangen" (26). Bezüglich RB verficht er jedoch Unnachgiebigkeit, wobei er die

Härte verschleiert. Er behauptet: „Das Recht des einzelnen ist immerhin gewahrt worden" (40), und zwar im Gegensatz zur „Theorie und Praxis des katholischen Kirchen- und Glaubensgehorsams" (39). Dort gebe es „geistige Unterwerfungen, bei denen das Recht des Einzelnen verraten worden ist" (ebd). Ja, er stellt „den Betroffenen und seine Position" in ein schiefes Licht: „Es könnte sich um fast pathologischen Eigensinn handeln, vielleicht auch um eine Art fanatischer Verstocktheit, oder um einen Fall notorischer Häresie (aber was heißt das heute? im evangelischen Bereich?)". Schließlich greift Steck Baumanns Verteidiger an, denen es verwehrt war, an der Gerichtsverhandlung als Verteidiger teilzunehmen, indem er sagt, die württembergischen Richter hätten „die leidenschaftlichen, um nicht zu sagen, gehässigen Anklagen von Asmussen und M. Lackmann nicht verdient" (40). All das behauptet er, indem er auf E. KAUFMANN, *„Glaube - Irrtum - Recht. Zum Lehrzuchtverfahren in der evangelischen Kirche unter besonderer Berücksichtigung des Falles Richard Baumann"*, Evang. Verlagswerk, Stuttgart 1961, verweist. Man bedenke: Die Monographie „Evangelische Lehrzucht?" erschien 1965. Da war der Ökumenismus nicht mehr Sturzbach, sondern mächtiger Strom, dem jede Kirche und Konfession ihr Schiff anvertraute. Damals hatte RB fast schon zwei Dutzend Schriften veröffentlicht; einige davon in mehreren Auflagen und Sprachen. Darunter war ein Werk von 452 Seiten: *Fels der Welt,* Tübingen 1956/7, Katzmann Verlag. (Er kommentiert darin Seite 336 Steck.) Was also RB vertrat, war zumindest 1965 offenkundig: die ökumenische Öffnung. Doch schon zur Zeit der Prozeßführung (1951–53) war diese Orientierung unbestreitbar. Die ökumenische Bewegung, während des Krieges in jeder Beziehung gewachsen und durch das Lebensopfer vieler befruchtet – Max Metzger (1887–1944) gehört zu den beredtesten Zeugen – hatte auch in Württemberg tiefe Wurzeln geschlagen. Hervorragende Laien des evangelischen Lagers, wie Walter Molt und Paul Hacker – standen nach 1945 auf der Seite Baumanns. Wenn also die kirchliche Behörde den Kampf gegen die „katholisierenden Tendenzen" verschärfte, geschah genau das Gegenteil von dem, was die Una-Sancta-Bewegung 1945/6 als Programm formulierte: „Der Unterschied der gegenseitigen Affekte ist größer und gefährlicher als der Unterschied im Bekenntnis. Man muß die Affekte abbauen durch lebendige Begegnung." (Stuttgart–Rom 252). Obwohl und sofern Steck in seiner Abhandlung den „Fall Baumann" behandelt (5–7, 33, 40, 41–42), berücksichtigt er weder das ökumenische Ziel noch den evangelisch-katholischen Konflikt. Überdies hat er grundsätzliche Vorbehalte. Einerseits macht er ein Fragezeichen: *Evangelische Lehrzucht? Häresie im evangelischen Bereich?* Andererseits belastete er RB und wirft Leuten, die das Urteil des Spruchkollegiums verurteilten, Gehässigkeit vor. Daraus darf man schließen, er sei überzeugt, die kirchliche Behörde sei im Recht, wenn sie jede Irrlehre duldet, doch gegen Katholisches scharf vorgeht.

Befassen wir uns hier mit Stecks Widersprüchen? Eben nicht, sondern nur mit der richterlich erfolgten Verstoßung RBs aus dem Pfarrerstand, die, wenn nicht die meisten, so doch viele als richtig und rechtsgültig hielten und halten, während sie gleichzeitig die Fragwürdigkeit der evangelischen Lehrzucht herausstellen. So stellten Freunde Baumanns mehr als einmal vergebens den Antrag auf seine Rehabilitierung und die Revision des schiefgelaufenen Prozesses. Eine Mehrheit oder wenigstens eine lautstarke Minderheit teilt also bewußt oder unbewußt mit Steck *eine Haltung, die in sich widersprüchlich ist.*

• In dieser Sache helfen die beiden Beiträge in RGG^3) 4, 278–286, die auch Steck zitiert, weiter: „Lehrverpflichtung und Lehrfreiheit" sowie „Lehrzuchtverfahren". Sie sind auch darum wichtig, weil sie in dem hochangesehenen und vielbenutzten Lexikon stehen; sie stammen von M. Maurer und H. Hohlwein. Dort ist in der Bibliographie 283 R. BAUMANN, *Prozeß um den Papst,* 1958, aufgeführt. Der „Fall Baumann" wird 282–283 mit einer Warnung erwähnt: „... (es) wurde die Auffassung vertreten, einige Bereiche der Theologie, wie die wissenschaftliche Auslegung des NT (im Blick auf Bultmanns Entmythologisierungsthese), die Annäherung an die kath. Kirche (Fall Baumann u. a.) und politisch-ethische Fragen sollten von L. ausgeschlossen werden, um ihre Klärung nicht durch kirchenamtliche Eingriffe vorschnell zu verhindern." So schließt H. Hohlwein 283 seinen Beitrag über Lehrzuchtverfahren.

Eben diese Rücksicht und Klärung unterblieb bezüglich RB. Darüber schweigt Steck. Somit behält der von ihm Seite 6–7 zitierte und zurückgewiesene Satz – er stammt von Joseph Lortz – seine Gültigkeit: „So gut wie jede These darf in der evangelischen Theologie vertreten werden, so gut wie alles darf innerhalb des reformatorischen Raumes in Zweifel gezogen werden, sogar die wahre Gottheit Christi oder die Tatsache seiner Auferstehung – nur eines darf nicht gesagt werden, daß in Matth. 16, 18 und den dazu gehörigen Stellen der Primat Petri und seiner Nachfolger ausgesagt sei." (Lortz hat den Fall Baumann „im Auge"; das Zitat stammt aus „Einheit der Christenheit", Trier 1959).

Andererseits rechnet Steck mit Zustimmung, wenn er erklärt, „die neueren Ordnungen", wozu er die württembergische zählt, seien ungeeignet, „die sachlichen Aporien aller evangelischen Lehrzucht zu vermindern oder zu beheben" (34). Aus der Verlegenheit oder Weglosigkeit, die er betont, indem er von „Aporien" spricht, will er herausführen, indem er feststellt: „An der Konfrontation mit dem Evangelium muß sich alles letztlich entscheiden. Wo das ausbleibt, war das Verfahren illegitim, und wäre besser unterblieben." (43).

Danach „steht das Recht und die Forderung des Evangeliums dem Recht der Gemeinde und dem Recht des Einzelnen voran" (ebd.). Selbst wenn wir zugäben, „daß in statu confessionis aus einem peripherischen ein zentraler Punkt werden kann" (ebd. 31, Anm. 59), bliebe somit „die Konfrontation mit dem Evangelium" unerläßlich.

• *Den Nachweis der Schriftgemäßheit führte RB meisterhaft.* In der Hauptverhandlung zog er sich auf eine „wiederholte Preisgabe aller Romaussagen" (GwR 77) zurück. Näheres über diesen „Rückzug allein auf Gottes Wort" siehe in RBs kontroverstheologischem Hauptwerk *Der Lehrprozeß,* Rottweil 1974, S. 373–377, 411, 421, 439, 442–444, 446. Er verweigerte Auskunft über andere Lehrmeinungen und lehnte die Stellungnahme zu „sechs römisch-katholischen ‚Irrlehren'" (GwR 76) ab. Nur an einem hielt er fest: An der Lehre vom fortdauernden Amt in der Kirche. Sein *Lehrprozeß* belegt vorzüglich die theologische Auseinandersetzung und die Verhandlungen nach 1953. Das ist eine hervorragende Leistung eines „Landpfarrers" (434). Wer dieses Buch liest, erkennt in RB den Gegenspieler wider Willen. Wer seinem Nein Trotz und Fanatismus andichtete, übersähe völlig seine Ergriffenheit vom Worte Gottes, auf das allein er sich in der Hauptverhandlung zurückgezogen hatte. „Dies Buch allein soll gelten. Dabei hob er das NT hoch." So berichtet Pfr. Oskar Weitbrecht in KAUFMANN 210. Er handelte „als ein Mann, der sein Amt verteidigt" (*Lehrprozeß* 439). Zwar hatte er in seiner Pfarrei, wie KAUFMANN 156 richtig hervorhebt, Umstrittenes nie auf die Kanzel gebracht. Aber die beanstandete Schrift *Herr, bist Du es?* erschien unter dem Titel von „Richard Baumann, Pfarrer in Möttlingen". Je mehr man ihm deswegen zusetzte, desto mehr wurde er sich dessen bewußt, daß er auch als amtlich Bestellter und Ordinierter handelte. In seiner Ordination hatte er den Auftrag bekommen: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe" (GwR 10). Getreu dem „Ordinationsgelübde" (ebd. 14), war er gehalten, des Evangeliums „reines göttliches Wort zu predigen" (ebd. 10).

So wuchs langsam, aber stark immer klarer die Einsicht in das kirchliche Amt, das göttlichen Rechtes ist. Auch er war von Amts wegen berufen, dafür Zeugnis abzulegen. Aus dieser leidvoll gewachsenen Tiefensicht verstand er es ohne Rechtsbeistand so meisterhaft, einzig sich an die von Steck geforderte „Konfrontation mit dem Evangelium" zu halten, daß „das Spruchkollegium ... in die Enge getrieben wurde" (Kaufmann 146) und daß es in seiner „mißlichen Situation" einen Ausweg suchte, der „ebenso erstaunlich wie befremdlich" ist (ebd. 147).

• Widersprüchlich ist die Sache auch in den Folgen. Im Rückblick auf das Verfahren gegen RB, betont Steck, sei es selbstverständlich, daß „den Betroffenen Raum für die eigene Weiterentwicklung gegeben werden muß" (40). Rechtfertigt er damit die Wartezeit 1946–1953? Wie dem auch sei, er gibt „zu bedenken, daß die Gemaßregelten meist nur desto mehr Lust, Zeit und Energie bekommen, ihre Position in der Öffentlichkeit abseits von Kanzel und Katheder zu vertreten" (26). Das war Baumanns Fall. Die Kanzel einer Pfarrei wurde ihm versagt. Um so mehr wandte er sich in seinen Schriften an alle. Zur Verhandlung im Sommer 1953 lagen fünf gedruckte Schriften vor: a) *Herr, bist Du es?* 1946, b) *Des Petrus Bekenntnis und Schlüssel,* 1950, c) *Evangelische Romfahrt,* 1951, d) *Der Friede kommt,* 1952, e) *Primat und Luthertum,* 1953.

Das Urteil stützte sich auf die „zahlreichen Äußerungen der vergangenen Jahre" (Lehrprozeß 462), zumal auf die 461–462 namentlich aufgeführten Schriften. Besonders warf man ihm vor „seine typisch sektierische Benützung der Quellen" (ebd. 462) und sein „Unvermögen, in ein wirkliches Gespräch einzutreten" (ebd.).

„Nicht weniger als achtmal" – so betont Heinrich Flatten (ebd. 514) – hatte sich RB auf den biblischen Befund zurückgezogen. Doch die Richter unterstellten ihm einerseits, er wolle die evangelische Kirche unter das „oberste Herrscher- und Ordnungsamt" (GwR 82) führen. Andererseits behaupteten sie, „alle Verkündigung" sei „an die sich selbst auslegende Schrift gebunden" (Lehrprozeß 460), ja, es gebe „keinerlei ‚Amt' neben Christus" (ebd.). Schon der Gedanke an das Lehramt sei „in jeder Form ausgeschlossen; die menschlichen Amtsträger können das Wort nur im Gehorsam gegen die Schrift (*sola scriptura*) bezeugen, verfügen aber nicht kraft Amtes über seine rechte Auslegung." (ebd.). Nach Steck bestehe das „Formalprinzip der Reformation" darin, daß „die heilige Schrift als die alleinige Glaubensnorm der evangelischen Kirche gilt" (29).

Wer durfte bei dieser Rechtslage den Pfarrer richten und nach welcher Richtschnur? Denn „er ist in seiner Verkündigung frei von Menschensatzungen und muß diese Freiheit unter Einsatz seiner ganzen Existenz behaupten. Das Wagnis, das sein Amt ihm auferlegt, besteht also nicht in erster Linie darin, daß er die eingegangene Ordinationsverpflichtung innehält, sondern daß er die ihm auferlegte Freiheit dabei wahrnimmt. Sie macht ihn zum Werkzeug des im rettenden Worte offenbaren und wirksamen Heilswillen Gottes" (W. MAURER in ^{3}RGG 4, 281). Mit erhobenem Zeigefinger verweisen wir auf diese Erkenntnis.

Damit muß man die Verurteilung der „irrigen Lehre" auf „zehn Seiten im Amtsblatt" (Stuttgart-Rom 323) vergleichen. Sie lautet: RB hat „das biblische, reformatorisch verstandene Evangelium von Jesus Christus in entscheidenden Grundzügen preisgegeben und menschlichen Ansprüchen und Gedanken unterstellt" (ebd. 324).

Was Lösung zu sein scheint, ist Widerspruch in sich. Wenn es kein Amt gibt, gibt es auch keine amtliche Auslegung.

Wenn nur das „reformatorisch verstandene Evangelium" gilt, hat die Schrift aufgehört, allein maßgebend zu sein.

Was war die Wirkung, die von RB und ähnlich Gesinnten ausging? Vergleichsweise nenne ich *„Rudolf Bultmanns Werk und Wirkung"* 1984. RB wird eher in der Abwehr sichtbar als in der Aufnahme. Je länger sein Schrifttum verschwiegen wurde, desto mehr nahmen die evangelischen Leser ab und die katholischen zu.

– Durch das oben genannte Buch E. Kaufmanns entstand jedoch in deutscher Sprache ein Grundstein in der Literatur über ihn. Meinen Beitrag „Protestanti difendono il primato", Vatikan 1959, „El Pastor Baumann, ‚Defenso Petri'", Barcelona 1960, erwähnt er nicht. Kaufmann vermeidet es als Jurist, dogmatisch Stellung zu beziehen. Doch in betonter Neutralität veröffentlicht er auch die Gegendarstellungen Asmussens, M. Lackmanns, O. Weitbrechts und anderer, die, wie er selbst, den Lehrprozeß, so wie er geführt worden ist, als verfehlt, näherhin als „Anachronismus" (170) ablehnen. Wer alle 327 Seiten gelesen hat, legt das Buch befriedigt aus der Hand, weil er dem Verfasser bestätigt, er habe „nach bestem Wissen und Gewissen alle Seiten zu Wort kommenlassen" (8).

– Nebenbei erwähne ich die mariologischen Schriften Baumanns, die Konzilsbücher, die Aussagen über das Amt, die übrigen Romschriften, ohne ein Buch zu zitieren. Sie gaben nicht immer den Anstoß, den man ihnen gerne gewünscht hätte. So blieb das Echo auf *„Luthers Eid und Bann"* (Pattloch 1977) aus, obwohl RB in diesem Werk eine Bereinigung versucht hat, die unvermeidlich ist.

– Diese Abwehr im evangelischen Lager (wurde die Auflage aufgekauft?) führte schließlich zum formellen Übertritt in die katholische Kirche. Oskar Weitbrecht sieht in diesem ganzen Verhalten einen „unerhörten Optimismus und unbegreiflichen Idealismus" (KAUFMANN 211). Überzeugt, daß die volle Wiedervereinigung „noch lange nicht sein kann" (Lehrprozeß 435), hielt es RB als seine Pflicht, auch auf einem verlorenen Posten auszuharren.

Freilich darf man den Wert einer Aussage nicht nach dem Lärm bemessen, den sie anrichtet. Den größer werdenden Strom des Ökumenismus verstärkte Jahr für Jahr auch RB.

– Da viele den wahren Dialog vermieden, nahm auch im katholischen Raum die Bereitschaft ab, das zu beachten, was RB 1967 in der Kleinschrift *„Falscher und wahrer Ökumenismus"* nannte. Denn stets orientierte er sich an der Forderung der Confessio Augustana: die rechte evangelische Lehre. Sein Leitbild: Die Allgemeingültigkeit und vollmächtige Wirksamkeit des Wortes Gottes. Sie allein bindet und befreit. Er machte sich Blumhardts Losung zu eigen: „Ich halte mich an die ganze Bibel und nicht bloß an Bruchstücke" (*Der Friede kommt,* 19). Er beachtete das Goethewort: Was nicht wahr ist, baut nicht.

• So hatte RB das richtige Gespür für das Wachstum der Wahrheit im sozialen und nationalen Bereich. Weil die Kirche die eine und weltweite (katholische ist, kann sie nicht an der Grenze eines Landes Halt machen. RB hatte aufs lebhafteste miterlebt, wie *der nationale Unterton, bei Luther unüberhörbar* – er ist „der Deutscheste der Deutschen" (*Herr, bist Du es?,* 16) – *in der Zeit des Nationalsozialismus anschwoll* und sich überschlug.

+ Er fühlte sich also aufgerufen, wohlgemerkt: als evangelischer Pfarrer, auf die *Papstansprache vom 2. Juni 1945* (Acta Apostolicae Sedis 37 (1945) 159–168) eine Antwort zu geben. Beider Voraussetzung war der militärisch und politisch weltgeschichtliche *Zusammenbruch Deutschlands.* Die Papstansprache erfolgte in einer Zeit, in der von einer römischen Kanzel zu hören war, alles Übel in der Welt sei aus Deutschland gekommen: der Protestantismus (Luther), der Kommunismus (Marx) und der Nationalsozialismus (Hitler).

Damit stoßen wir zum Rollenvertausch im Unchristlichen, den wir wie die Pest fliehen müßten; ansonsten der Ökumenismus an Schwindsucht zugrunde geht. Denn ein gehäuftes Maß

an völkischer Überheblichkeit allerorts und allerzeit ist weniger Eigenerzeugnis als Abwehr.

Im Blick auf die unabsehbare Tragweite kollektiver (nationaler) Ehr- und Habsucht und als Gegenüberstellung zur Papstansprache vom 2. 6. 45 sei eine Episode erwähnt, die nicht nur den Ökumenismus in seiner übelsten Kehrseite veranschaulicht, sondern auch belegt, wie Religion verdirbt, wenn sie falsche Politik treibt.

+ *Ernesto Bonaiuti* (1881–1946) – LThK^2 und RGG^3 stellen ihn ausgiebig vor – wußte im Leitartikel des *Tempo* vom 12. 8. 1944 (am 12. 8. 1984 neugedruckt) *„Germania non convertita"* von einem „Nachweis" zu berichten, nach dem die „besonderen Verhaltungsweisen der lutherischen Reform" die altgermanischen Nibelungenmythen fortgesetzt hätten. Deutschland sei eigentlich nie wirklich christianisiert worden. Es sei „Pseudochristentum" gewesen, unfähig, bis zum „Mark" des Volkes vorzudringen. Es habe das Christentum angenommen, als es bereits entstellt war. Was Luther angeht, hätte Bonaiuti Bescheid wissen müssen, da er Professor der Kirchengeschichte an der römischen Universität war und 1925 – er war damals schon als Modernist exkommuniziert – *„Lutero e la Riforma in Germania"* veröffentlichte und 1945 neu auflegte. Er forderte als gerechte Strafe für die Unbußfertigkeit die Zerstückelung Deutschlands in Kleinstaaten und berief sich dabei auf Summer Welles und „die fähigsten Politiker Westeuropas, die instinktiv erfaßt haben, daß für den Weltfrieden die dauernde Zerstückelung Deutschlands in Kleinstaaten nötig ist („pulviscolare sozionamento")".

Diese religiöse Begründung in der größten römischen Tageszeitung ist um so beachtlicher, als der Theologe gleichzeitig vermerkt, das „unbekehrte und unbekehrbare Deutschland" befinde sich vor jenem „siegreichen sozialen System, das auf die Ebene der ökonomischen Technik und der industriellen Organisation jenen Kommunismus verlagerte, den das Urchristentum als unabweisbare Umschreibung der gemeinsamen Solidarität in den Charismen schuf. Wird sich Deutschland zum ersten Mal zu einer unterirdisch christlichen Zielsetzung bekehren, indem es in der orkanartigen Überflutung des russischen Kommunismus untergeht?"

Soweit Bonaiuti.

+ Auch Karl Barth sprach trotz des Stuttgarter Schuldbekenntnisses von einer „noch immer gründlich unbußfertigen und verstockten Kirche" (Eberhard BUSCH, *Karl Barths Lebenslauf,* Berlin 1979, 305.

• Hingegen hat Pius XII. im Gegensatz zur weit verbreiteten Forderung nach Sühne für die angebliche Kollektivschuld den gerechten Frieden gefordert und in Anspielung an LC 11, 24–26 davor gewarnt, daß anstelle des wahren Friedens nicht Schlimmeres als vorher trete. Er hat den Nationalsozialismus verurteilt, nicht das deutsche Volk und somit unterschieden zwischen Schuldigen und Unschuldigen. Er unterläßt jeden Hinweis auf Konfessionen oder deren verschiedene nationale Einstellung.

*

Wer immer RB würdigt, darf nicht übersehen, welche Wirkung die Papstansprache vom 2. 6. 45 auf ihn gehabt hat. Kaum hatte er sie gelesen, machte er sich, tief ergriffen, zum Sprecher der evangelischen Gemeinde. Sein Verdienst besteht überdies darin, daß er die religiös-politische Verflechtung von innen her gründlich durchschaute und sofort an die Entflechtung ging. Das tat er in der Schrift „Herr, bist Du es?". Er sprach im Namen der Gefangenen, der Flüchtlinge, der Leidenden: „Die Schreie der Angst in unserer Nacht sind so entsetzlich, daß man das Ganze wagen muß um der Wahrheit und des Lebens unserer Kinder willen" (15).

Mehr noch: Dankbar für das politische Papstwort, sprach er die religiös-evangelische Folgerung aus: „Das Volk der Reformation ... vermag ... das Haus ... nur auf den Felsen bauen, dahin wir uns mit Gottes Gnade erheben aus großem Fall ... wir müssen dem Evangelium ganz gehorsam werden. Wir müssen ringen um die Wahrheit der ganzen Heiligen Schrift." (16)

Doch wie Karl Barths Bußruf – freilich in wesentlich anderer Richtung – nach RGG^3 1, 897 „weniger überzeugte", ebenso wenig rüttelte RB auf. Die Tatsache, daß der Widerstand gegen seinen Anruf ihn zur Abwehr in einem weit gefächerten Schrifttum zwang, ist ein schlechter Trost. Indes bleibt der Aufruf des Jahres 1946 wie alles andere, was er jahrzehntelang über den falschen und wahren Ökumenismus gesagt hat.

Das alles gilt heute nicht minder als gestern, da auch politisch die Weltlage sich zwar verhärtet – siehe Andreottis Aussage beim kommunistischen Festival im Herbst 1984 – aber nicht gebessert hat. Es verbleibt die Aufgabe, den falschen Nationalismus und Sozialismus christlich zu überwinden. Das kann nur gegenseitig geschehen. Nach einem bekannten Wort Gregors des Großen bleibt der Prüfstein der Liebe für Echtheit die *exhibitio operum* auch in der ökumenischen Bewegung. Sie ist so viel wert wie ihre *Taten.*

DIETRICH EMME

Warum ging Luther ins Kloster?

(Bökmann) 1. Mit dem Verfasser des folgenden, einem Wirtschaftsjuristen, wurde ich vor einiger Zeit auf einer Tagung bekannt. Vorher schon hatte er mir sein aufschlußreiches, ja wegen seiner z. T. wirklich Neues bietenden Detailfülle Aufsehen machendes Buch über die Jugend- und Studentenzeit (1483–1505) Martin Luthers zugeschickt. Er war als Jurist auf bisher seltsamerweise kaum beachtete Dokumente gekommen ; entwickelte eine Art Spürsinn und kommt zu einer schlüssigen Widerlegung der Legende von den Anlässen und Motiven für den Klostereintritt Luthers. Die fachliche Seite hatte und habe ich nicht die Kompetenz zu beurteilen, obgleich jedermann die von Emme vorgelegten Dokumente, Schlüsse und Indizien beeindrukken müssen. Ich habe aber mehrfach die ausgewiesenen Fachleute Prälat Dr. Theobald Beer (unseren Lesern als wohl bester katholischer Lutherkenner schon vorgestellt und aus Beiträgen bekannt), sowie den bekannten und anerkannten Reformationshistoriker Prof. Remigius Bäumer befragt. Beide nehmen die Forschungen und Ergebnisse sehr ernst und befürworteten die Veröffentlichung des Artikels.

2. Über seinen Ertrag, den man ruhig sensationell nennen kann, hinaus, war mir von Anfang an wichtig, daß sich endlich ein inneres Verständnis für die ungeheure, explosive Emotionalität Luthers auftat. Mir wurde plausibler, weshalb L. sosehr um „Rechtfertigung" rang, woraus sein Haß gegen das biblisch-katholische wahrhaftige Sein-in-Christus als echte Tilgung der Sünden entsprang. Diese seine sehr persönliche und traumatische Vorgeschichte machte auch etwas plausibler seine unversöhnlichen Aggressionen gegen Kirche, Papst, hl. Messe und jeden Versöhnungsversuch. V. a. ergibt sich, daß L. keineswegs Voll-Hörer der Hl. Schrift war, sondern mit höchst persönlich-selektivem Interesse die Bibel benutzte, um eine „Lösung" für sich zu finden. Kurz: das Bild eines „Reformators" – schon aus objektiven Gründen und im Hinblick auf Ablauf und Folgen widersprüchlich genug – wurde und wird gründlich revidiert.

3. Der folgende Artikel bringt, über das im Buch ausgebreitete Material hinaus, weitere Dokumente, Zusammenhänge und Indizien für die These, daß Luther wegen juristisch drohender Sanktionen ins Kloster ging. Das soll keineswegs sein genuin-religiöses Gewissensproblem leugnen oder vermindern; es erklärt aber das zutiefst schicksalhaft-charakterlich-persönliche Interesse, aus dem seine ungeheuerliche Opposition, die sich ja letztlich gegen Gott selbst richtet, hervorging. Herr Prälat Beer schickte mir noch zum Beleg der von Emme erwähnten frühen Arbeit Luthers betr. Asylrecht folgenden Text:

WA I – Tractatulus de his, qui ad ecclesias confugiunt
1, 7, 26–37

„Zwei Dinge hat ein in die Kirche Fliehender sich hauptsächlich zu vergegenwärtigen:

1. Daß er mit Gewalt nicht herausgeholt werden darf;

2. Daß er wegen seines Deliktes nicht mehr zum Tod oder zu einer anderen Körperstrafe bzw. Körpermißhandlung verurteilt werden darf.

Die kirchliche Immunität von Welt- und Ordensgeistlichen ist aber nicht gegeben, wenn der kirchliche Richter aus Gründen der Disziplin und nicht aus Haß sie von der Kirche fern halten, bestrafen und herausholen will, damit man sie ins Gefängnis bringe (secundum Panormiter in ca. inter alia. eodem tit). Es muß jedoch ein solches Gefängnis nicht gerade lebenslänglich und allzu grausam sein, so daß einer zwischen dem 6. u. 8. Tag stirbt, denn ein solcher Vorgesetzter wäre ein Mörder und irregulär (secundum Car. in cle. 1. de pe. et re.) Mögen also die Welt- und Ordensgeistlichen selbst zum Herrn, in dessen Amt sie berufen sind, fliehen, in dem sie ihn anrufen und sprechen: Gott ist unsere Zuflucht und Stärke (Ps 46, 2). Er sei gepriesen in Ewigkeit. Amen."

4. Die Arbeiten von Emme sind von Fachseite durchaus beachtet worden. So schrieb F. W. Kantzenbach im „Deutsches Pfarrerblatt" Heft 7/Juli 1983: „Die Arbeit verdient Beachtung und genaue Prüfung. Es werden mit Sicherheit so viele Themen angesprochen, daß auch der gewiegteste Lutherspezialist nicht sofort wird replizieren können. Vorsicht bedeutet aber nicht Ablehnung!" In der Theol. Literaturzeitung 5/1982, Sp. 365: „Der gut lesbar geschriebenen Darstellung kann eine ausgedehnte Kenntnis der Quellen und Speziallliteratur bescheinigt werden". Der Rhein. Merkur/Christ und Welt Nr. 44 vom 29. 10. 1982 schreibt S. 20: „Ein Eklat, ein Umdenkenmüssen der Forschung scheint hier angedeutet".

Nach weiterer Präzisierung, Ergänzung und noch weiteren Belegen erscheint in der Tat ein rigoroses Umdenken angebracht. Die katholische Luther-Euphorie insbesondere ist – wenn schon nicht aus anderen Gründen – so doch schon dieserhalb ganz unhaltbar.

„Noch in seiner Todeskrankheit hat Luther nach dem Bericht eines seiner Schüler mit Kreide den Vers an die Wand geschrieben: Pestis eram vivus, moriens ero mors tibi papa. Pest war ich, Papst, Dir im Leben, im Tod werde ich Dir Tod sein!" (Remigius Bäumer, Martin Luther und der Papst, 3. durchgesehene Aufl. mit einem neuen Kapitel: Die wissenschaftl. Diskussion über «Luther und der Papst» seit 1971, Aschendorf Münster, 1982, S. 96). – „Diese radikale und totale, aus existentiellen Tiefen hervorbrechende und – ich muß es wohl sagen – haßerfüllte Absage galt dem Papsttum und mit ihm der ganzen Kirche." (Walter Brandmüller, Die Reformation Martin Luthers in katholischer Sicht, in W. Brandmüller, Damals geschehen, heute diskutiert, Eos-Verl. St. Ottilien, 1979, S. 61).

5. Daß diese jetzt erst zum rechten Vorschein kommende Sicht auf Luther keine der leicht – mit der üblichen, etwas oberflächlichen Attitüde des heute selbstverständlich einzunehmenden irenisch-ökumenischen Wohlwollens – beiseite zuschiebenden Probleme sind, habe ich bereits in meinem Vorspann zu der Luther-Darstellung v. Döllingers begründet. Ich wies hin auf den Versuch einiger protestantischer Theologen, die Luther'sche große „Anfechtung" von allen Konfessionen anerkennen zu lassen, den heutigen „Säkularen Menschen" damit zu verstehen, sie mit heutiger „Angst" zu identifizieren und dieses vagabundierende tiefenpsychisch-existentielle Syndrom dann durch Luthers theologisch-neuplatonisches Kernstück, den Gnaden- und Freiheitenthobenen „Wechsel und Streit" „lösen" zu lassen.

Deshalb ist die Aussage nicht zutreffend, daß wir heute in der Rechtfertigungslehre keine Gegensätze mehr hätten. Und was die Stellung zu Kirche, Amt und Papst anlangt, so belegt die Darstellung des Lebenskampfes von R. Baumann durch Ansgar Faller in diesem Heft, daß die Leugnung der biblisch-katholischen Position fast das einzige rigoros festgehaltene Dogma des Protestantismus bis heute geblieben ist. Hier wird man herausfinden müssen, wenn wir im Evangelium und in der einen Kirche wieder einig werden wollen.

In meinem Buch über Martin Luthers Jugend- und Studentenzeit*) habe ich mich mit der Frage auseinandergesetzt, ob der 22jährige Rechtsstudent Martin Luther am 17. Juli 1505 deshalb in das Erfurter Augustiner-Eremitenkloster eintrat, weil er einen Studienkameraden getötet hatte.

Seit längerer Zeit – dies zur Vorgeschichte meines Buches – wecken Juristen mein Interesse, die sich auf dem Gebiet der Literatur hervorgetan haben. Dadurch wurde ich angeregt, mich auch mit Martin Luther zu beschäftigen. Luther ist zwar nicht den „Literaturjuristen" zuzurechnen, denn im Anschluß an das Philosophiestudium hatte er nur etwa 6 Wochen Rechtswissenschaft studiert. Im Hinblick auf die von Luther in späteren Jahren unter Beweis gestellten juristischen Fähigkeiten und Fertigkeiten kann man ihn aber als „verkappten Juristen" bezeichnen (so H. Michel: Martin Luther – Ein verkappter Jurist?, in: NJW Neue Juristische Wochenschrift, 1983, S. 2557–2560).

*

Weshalb Luther sein am 20. Mai 1505 begonnenes Rechtsstudium plötzlich abbricht und Mönch wird, ist eine in der Lutherliteratur bis heute viel diskutierte Frage. Der Überlieferung nach soll Luther in Todesnot anläßlich eines Gewitters am 2. Juli 1505 bei Stotternheim gelobt haben, Mönch zu werden.

Luther selbst äußerte sich über diesen Entschluß dahingehend, sein Eintritt ins Kloster sei *unfreiwillig und erzwungen und aus Angst vor einem plötzlichen Tod* erfolgt (WA W 8, 573, 31).

– Von Todesängsten berichtet Luther auch im Zusammenhang mit seiner schweren Degenverletzung, die er sich zuzog, als er mit einem Weggefährten in der Nähe von Erfurt unterwegs war. Luther wäre beinahe verblutet, wenn nicht ein herbeigeholter Arzt die Wunde noch rechtzeitig versorgt hätte. „Da war er in Todesnot und flehte: O, Maria hilf", heißt es in einer Tischrede Luthers, die Veit Dietrich, ein Schüler Luthers, aufgezeichnet hat. „Da wäre ich, sagte er, auf Maria dahingestorben! In der Nacht darauf im Bett brach die Wunde auf. Da verließen ihn die Kräfte, und er rief wieder Maria an. Es war der dritte österliche Tag (Osterdienstag)" (WA TR 1, 46, 18).

– In meinem Buch habe ich dargelegt, daß sich dieser Unglücksfall *am 16. April 1503* ereignete und daß Luther – entgegen herkömmlicher Meinung – sich nicht selbst verletzte, sondern *mit einem Weggefährten ein Duell austrug.* Ich habe nachgewiesen, daß Luther – damals war er Bakkalar der philosophischen Fakultät (Artistenfakultät) – wegen dieses Zweikampfes die berühmte Erfurter Burse Porta coeli (Himmelspforte, Kollegium Amplonianum) verlassen mußte und in die wenig angesehene Georgenburse überwechselte. Obgleich die graduierten Studenten, also ab Bakkalar, einen Degen tragen durften, war es ihnen bei Strafe untersagt, von der Waffe Gebrauch zu machen. Die Universitätsangehörigen mußten sich eidlich verpflichten, die Anordnung zu befolgen. Dennoch kam es häufig zu handgreiflichen Auseinandersetzungen mit tödlichem Ausgang. Wortgefechte der Studenten wurden – insbesondere im Anschluß an Examensdisputationen – oft mit dem Degen fortgesetzt. Deshalb mußten die Kandidaten vor dem Ablegen einer Prüfung schwören, sich nicht wegen der aus ihrer Examensleistung resultierenden Plazierung zu rächen. Auffallend in Dekanatsbüchern mittelalterlicher Universitäten sind die häufigen Vermerke vom Ableben Universitätsangehöriger im Anschluß an Examina.

• Nachdem Luther am 6. Januar 1505 das Magisterexamen der philosophischen Fakultät abgelegt hatte, ereignete sich *ein mysteriöser Todesfall: Hieronimus Buntz* aus Windsheim, der zusammen mit Luther und 15 weiteren Kandidaten das Magi-

*) Dietrich Emme: Martin Luther. Seine Jugend- und Studentenzeit 1483–1505. Eine dokumentarische Darstellung, 3. Aufl., Bonn 1983, DM 69.–.

sterexamen bestanden hatte, starb in der Zeit zwischen dem Magisterexamen und der Magisterpromotion.

– Mehrere von mir aufgezeigte Indizien sprechen dafür, daß es zwischen Luther und Hieronimus Buntz zu einem *Zweikampf unter Anwendung von Waffen* gekommen war, *wobei Luther seinen Kontrahenten tödlich verletzte.* Ausdrücklich habe ich aber darauf hingewiesen, daß nicht erwiesen ist, ob Luther rechtswidrig und schuldhaft gehandelt hat. Es ist möglich, daß die Voraussetzungen eines Notwehrtatbestandes oder einer Affekthandlung vorgelegen haben. Zudem ist zu berücksichtigen, daß das Faustrecht damals noch allgemein im Volksbewußtsein verankert war. Kaiser Maximilian I. hatte zwar 1495 auf dem Reichstag zu Worms den „Ewigen Landfrieden" verkündet, demzufolge jede eigenmächtige Waffengewalt bei Strafe und Acht untersagt war. Es galt aber, insbesondere bei Studenten, nach wie vor als „unmännlich", sich bei Streitigkeiten an die Obrigkeit zu wenden. Die durch den rapiden wirtschaftlichen Niedergang des Erfurter Stadtstaates ausgelösten sozialpolitischen Unruhen – sie fanden 1510 im sog. „tollen Jahr" ihren Höhepunkt – ließen zudem den Überlebenskampf immer gnadenloser werden. Großes Aufsehen erregte in Erfurt das Ableben des Studenten Albert Radkens kurze Zeit nach dessen Bakkalarexamen Mitte Februar 1505. Da Radkens ein Günstling des berühmten Ablaßpredigers und Kardinals Raimund Peraudi war, hatte der Todesfall eine politische Brisanz weit über die Grenzen Erfurts hinaus.

In dieser wirren Zeit beginnt Luther, nachdem er Anfang Februar 1505 zum Magister der philosophischen Fakultät promoviert worden ist, am 20. Mai 1505 mit dem Rechtsstudium.

– Mein Buch setzt sich mit der Frage auseinander, ob Luther, wie es die Überlieferung will, während eines Sonderurlaubs im Juni 1505 seine Eltern in Mansfeld besucht. Die Frage habe ich verneint, weil mehrere Gründe dafür sprechen, daß Luther seinen Förderer und Vertrauten *Johannes Braun, Stiftsvikar in Eisenach,* aufsucht. Offenbar hat Luther mit Braun eine wichtige, keinen Aufschub duldende Angelegenheit zu besprechen. Am 2. Juli 1505 kehrt Luther von Eisenach nach Erfurt zurück und tritt dort am 17. Juli 1505 in das Augustiner-Eremitenkloster ein.

• *„Ein bisher unbekanntes Erlebnis Luthers"* soll den Herausgebern der Weimarer Ausgabe zufolge Luthers Anspielung auf den Brief des Apostels Paulus an die Galater, Kapitel 6 Vers 1, zugrunde liegen. Dieser Vers lautet: „Ihr Brüder, wenn auch ein Mensch von einem Fehltritt übereilt wird, so sollt ihr, die Geistbegabten, den Betreffenden wieder zurechtbringen im Geist der Sanftmut; und dabei sieh dich selbst vor, daß nicht auch du versucht werdest!" Luther bekennt, daß ihn diese Briefstelle des Apostels Paulus am Leben erhalten hat (WA W 40, 2. Abt., 139, 2).

– *Hieronymus Dungersheim* – er war von 1505 bis 1540 Professor der Theologie in Leipzig – scheint mehr über das unbekannte Erlebnis Luthers zu wissen. Er meint, Luther habe deshalb als junger Mensch seinem Leben eine andere Richtung gegeben, weil er sonst seinen Kopf verloren hätte („Wie bistu nhu anders rotts worden, freylich das deynem henßgen der kopff nit abefalle", WA W 26, 509, 30).

– Noch deutlicher wird Luther in einer Predigt aus dem Jahr 1529: „Ego fui ego monachus (ich selbst bin ein Mönch gewesen), der mit ernst from wolt sein. Sed (aber) je tieffer ich hin ein gangen bin, yhe ein grosser bub et homicida fui (und Menschentöter bin ich gewesen)" (WA W 29, 50, 18).

– In einer anderen von Veit Dietrich aufgezeichneten Tischrede Luthers heißt es sogar: „Singulari Dei consilio factus sum monachus, ne me caperent. Alioqui essem facillime captus. Sic autem non poterant, quia (nach dem außerordentlichen Ratschluß Gottes bin ich zum Mönch gemacht, damit sie mich nicht gefangennehmen. Sonst wäre ich sehr leicht gefangen worden. So aber konnten sie es nicht, weil) es nahm sich der gantz orden mein an" (WA TR 1, 134, 32).

– Die Weimarer Ausgabe beginnt mit der kirchenrechtlichen Abhandlung „Tractatulus Doctoris Martini Luttherii, Ordinarii Universitatis Wittenbergensis, De his qui ad Ecclesias confugiunt, tam iudicibus secularibus quam Ecclesie Rectoribus et Monasteriorum Prelatis perutilis" (Eine kurze Abhandlung Doktor Martin Luthers, Ordinarius der Universität Wittenberg: Über diejenigen, die in die Kirchen fliehen, sehr nützlich für weltliche Richter, kirchliche Führer und Prälaten der Klöster). In diesem 1517 anonym und 1520 unter Luthers Namen veröffentlichten Traktat über das kirchliche Asylrecht wird daran erinnert, daß auch nach mosaischer Gesetzgebung nicht des Todes schuldig ist, wer jemanden, ohne ihm feind gewesen zu sein, aus Versehen, unvorsätzlich, tötet (WA W 1, 3; 4. Mose 35, 11; 5. Mose 19, 4; Josua 20). Es deutet alles darauf hin, daß die Abhandlung – im gleichen Jahr wie die 95 Thesen erstmals gedruckt – *zum Zweck persönlicher Rechtfertigung publiziert* worden ist. Es ist eine Schrift, meinen die Herausgeber der Weimarer Ausgabe, „wie wir sie sonst von Luther nicht kennen, und die bisher dem Blick aller Forscher über ihn entgangen" war (WA W 1, 1).

– Im Kloster findet Luther keinen Gewissensfrieden (WA W 33, 506, 35; 40, 2. Abt., 15, 15; 43, 255, 9; 47, 84, 18). Er sei, meint Luther, ein Beispiel dafür, „welch ein Leiden das Bewußtsein einer Sünde sein kann" (WA W 44, 277, 9).

– *Vor allem seiner Sündenschuld wegen hat Luther seine Romreise unternommen.* „Principalis autem status meae profectionis in Romam fuit (der hauptsächliche Grund meiner Reise nach Rom ist aber gewesen), das ich wolde eyne gantze beychte von jugent auf geschehen thuen und from werden, quamvis ego talem confessionem Erfordiae bis feceram (wenn ich auch ein derartiges Geständnis in Erfurt zweimal abgelegt hatte) (WA TR 3, 432, 2). „Es ist doch bedenklich", meinen die Herausgeber der Weimarer Ausgabe, „Luthers eignes Zeugnis so bei Seite zu schieben, wie es in andern Büchern über Luthers Romreise geschehen ist" (WA TR 3, 432, Anm. 1). Luther muß nach langen schweren Kämpfen erkennen, daß sich die Gnade Gottes nicht erzwingen läßt. „Also bin ich auch", berichtet Luther, „im kloster ein grosser heiliger gewesen, aber mein kruglein ist zubrochen" (WA W 47, 426, 29).

*

In seinem Buch „Der fröhliche Wechsel und Streit. Grundzüge der Theologie Martin Luthers", 2. Aufl., Einsiedeln 1980, weist *Theobald Beer* nach, daß die Anfänge von Luthers Christologie, seiner „Verzweiflungstheologie", bis in das Jahr 1509 rückdatiert werden können. Luthers „Angst vor Christus dem Richter treibt ihn dazu, seine eigene Not in Christus selbst hineinzuprojizieren und Christus zum Empörer zu machen" (Beer, S. 319). Wie ich nachträglich mit Überraschung feststellen kann, stehen die von Th. Beer vorgelegten Forschungsergebnisse in Einklang mit meinen Untersuchungen zur Biographie des jungen Luther.

Die Lutherforschung steht jedoch, meint Beer zu Recht, „immer vor einer Aufgabe, die sie an ihre Grenzen und an die schuldige Ehrfurcht vor dem persönlichen Geheimnis eines ringenden Christen erinnert" (Beer, S. 322).

(Bökmann) „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?" Diese Frage Luthers versteht man nach seiner Frühgeschichte und seinen mehrfachen Eidbrüchen (insbesondere Lizentiatseid am 4. 10. 1512 und Doktoreid am 19. 10. 1512) besser. Seine belastenden sehr persönlichen Gewissensprobleme suchten nach sehr persönlicher Heilsausflucht. Daher seine „Reflexivitätsdoktrin" (Paul Hacker, Das Ich im Glauben bei Martin Luther, Styria 1966).

PROF. DR. ALFRED LOCKER

Der Mensch – Verhaltenswesen oder verantwortlich Handelnder?

„Konrad Lorenz und die Folgen"

(Bökmann) 1. Mehrfach und durch verschiedene Fach-Autoren hat sich „Theologisches" mit Auffassungen der neueren Verhaltenslehren beschäftigt. Bücher von Konrad Lorenz, Irenäus Eibl-Eibesfeld, Wolfgang Wickler – um nur diese hier zu nennen – haben große Resonanz beim Publikum gefunden. Sie faszinieren geradezu. Allerdings ist die Humanethologie von verschiedenen Seiten nach wie vor eine besonders umstrittene Wissenschaft: Soziologen bekämpfen ihren Determinismus und die behauptete „genetische Programmierung" allen „Verhaltens". Philosophen beanstanden ihre erkenntnistheoretischen Zirkelschlüsse und den geradezu dogmatisch zugrundeliegenden monistischen Evolutionismus, ihre Blindheit für das unterscheidend-spezifisch Menschliche. Hinzu kommt, daß Annahmen der Humanbiologie von vielen Theologen – oft recht unkritisch und mit interessierter Tendenz – aufgenommen wurden, ja daß diese „Humanwissenschaft" als Lieferant der materialen Normen angesehen wird. Dem entspricht der Anspruch dieses neueren Zweiges der Biologie, die Leitwissenschaft unserer Zeit zu sein. Das ersieht man schon aus den Buchtiteln „Die Biologie des menschlichen Verhaltens" (Eibl-Eibesfeld, Piper/München 1984); „Biologie der zehn Gebote"; „Das sogenannte Böse" (K. Lorenz.)

2. Umso dankbarer sind wir für die folgende überzeugende kritische Analyse des – was die Publizität anlangt – Hauptvertreters Konrad Lorenz. Das eigentümliche ethische Pathos, das ihn und seine Schule immer wieder hinreißt, überdeckt meist das bestürzende Menschenbild, das ihr zugrundeliegt (wenn sie denn überhaupt wirklich das Wesen Mensch zu erfassen in der Lage ist). Die Paradoxie liegt ja darin, daß man eine „vergleichende Verhaltensforschung" versucht und betreibt, verbal zwischen „tierischer Verhaltensforschung" (Ethologie) und „Humanethologie" unterscheidet, gleichzeitig aber – u. zw. sowohl methodisch wie dogmatisch-glaubensmäßig – davon ausgeht, daß es im System eines evolutiven Stammbaumes grundsätzlich gar keine Sonderstellung geben kann, weshalb man auch „den Menschen als Tier auffassen" will (K. Lorenz am 9. 9. 31 an seinen Lehrer Oskar Heinroth. Zitiert von Prof. Otto Koenig in seiner Besprechung des neuen Eibl-Eibesfeld Buches in „Die Welt" vom 17. 11. 84). Kurz: ganz grundsätzlich ist dieser Naturwissenschaft eine Aussage zum Wesen des Menschen, zum genuinen d. h. sittlichen Verständnis seines Handelns, unzugänglich. Diese Tatsache durch den weiten und bloß das Faktische beschreibenden Oberbegriff „Verhalten" zu vertuschen, ist die Ursache fundamentaler Irrtümer. Darauf präzise hinzuweisen, ist das besondere Verdienst des folgenden Artikels.

3. Wir haben keinen Anlaß, uns von dem Imponiergehabe dieser sicherlich in vielem interessanten Wissenschaft einschüchtern zu lassen. Zu viele geradezu groteske Behauptungen und zu viele verhängnisvolle Irrtümer gehen auf ihr Konto. K. Lorenz erhofft sich z. B. für den „Aggressionstrieb" des Menschen, dem er keine interne Instanz überzuordnen in der Lage ist, allein eine Bewältigung durch weitere „Evolution". Man ersieht hier den Kern solcher „Moral": sie ist von Biologie aufgesogen. Andererseits hat kürzlich Derek Freemann die Grundlagen eines ganzen Wissenschaftszweiges, des sozial-psychologischen Behaviorismus, erschüttert, indem er „die Legende von der Friedfertigkeit der Naturvölker" (so im Untertitel seines Buches „Liebe ohne Aggression", Kindler 1984) widerlegt. Margared Mead hatte in ihrer umstrittenen Studie – „Coming of Age in Samoa" – behauptet, die jungen Samoaner seien friedlich und freundlich, wozu sie ihre Umwelt geprägt habe. Freemann kommt zu dem Ergebnis: „Es war ihr Glaube an die Doktrin eines extremen kulturellen Determinismus, der sie zu dieser Darstellung Samoas verleitet hatte. In der Geschichte des Behaviorismus gäbe es kein anderes Beispiel eines derart grenzenlosen Selbstbetrugs." Man muß aber wissen, daß die Ansichten von M. Mead in den sechziger Jahren, in Taschenbüchern weit publiziert, einen kulturell-ethischen Relativismus begründen halfen, der den kulturrevolutionären Tendenzen damals sehr zustatten kam.

4. Daß damals nicht wenige Moraltheologen ihre Grundlagen schon soweit selbst in Frage gestellt hatten, daß sie diesem Angriff sich nicht gewachsen zeigten, gehört zum Verhängnis der dann einsetzenden rapiden Auflösungserscheinungen. Erst jüngst hat Kardinal Ratzinger die Defizienz, ja die Gefährlichkeit der Promovierung von naturwissenschaftlichen „Humanethologien" zum Moralersatz sehr deutlich herausgestellt: Der Auftrag des Bischofs und des Theologen angesichts der Probleme der Moral in unserer Zeit, in: Internationale katholische Zeitschrift, 1984, S. 524–538. Der folgende Beitrag belegt das detailliert an Konrad Lorenz.

---

1. Die Selbstfortgerissenheit des Fortschritts

Kein am Weitergang der Menschheit Interessierter wird auch nur einen Tag verstreichen lassen, ohne die Gelegenheit wahrzunehmen, auf die, wie ihm vorkommt, fundamentale Bedeutung der „Evolutions"-Theorie für den Fortschritt hinzuweisen. Er wird daher den Geburtstag des führenden Evolutionisten von heute zum Anlaß nehmen, die Lehre, die alles, also auch den Menschen, als im Werden Befindliches beschreibt, aufs Neue herauszustellen [1]). Der von ihr Unberührte aber kann und muß, will er den Irrtum nicht auf sich beruhen lassen, denselben Anlaß auch im umgekehrten Sinne verwenden, u. zw. den „Evolutions"-Gedanken als Ungedanken zu brandmarken und ihm immer wieder entschlossen entgegenzutreten. Die Kritik des Evolutionismus und seiner Anwendung auf den Menschen (in der Form der Lorenzschen Verhaltenslehre) hat es nicht schwer, da sie die Waffe in Anschlag bringen kann, die allein zur Zerstörung von Trugbildern geeignet ist, die Vernunft. Diese ist in der Lage, jede noch so unverfroren und verführerisch vorgebrachte Unwahrheit ihres schillernden Tarngewandes zu entkleiden.

Der Vernunft ist es indes auch geläufig, daß jemand, der einmal gegen sie verstieß, rettende Umkehr nun meidet und besserer Einsicht sich trotzig verschließt, einfach um Recht zu behalten, sein Vorgehen ins Endlose wiederholen muß. Ist er doch des Glaubens, den Irrtum, dem er sich überantwortet und den ihm sein Unbewußtes, wohin er ihn abdrängt, doch stets vorhält, durch lautes Geschrei überdecken zu können. Die Vertuschung ist klägliche Selbsttäuschung, die fatalerweise durch positiven Nachhall des eigenen Lärmens in der Menge Auftrieb erhält und sich dadurch weiter verschlimmert.

*

Der Beginn des Weges ins Verhängnis, den die Ethologie schritt, ist nicht leicht zu fassen, wenn immer schon Vermischung von ganz wenigem Wahren mit einem Haufen von Wahrheit restlos Verpassendem bestand. Eine Lehre vom tierischen Verhalten ist sinnvoll, solange sie sich ihre methodische Voraussetzung vor Augen hält. Sie verliert ihre Sinnhaftigkeit in dem Augenblick, in dem sie sich ins Unkritische verwandelt und in ihren Grundannahmen einen prinzipiellen Unterschied zwischen Tier und Mensch nicht mehr gelten läßt. Existiert für Lorenz nur *eine* Psychologie[2]), werden demnach von ihm (trotz späterer oftmaliger Beteuerungen der Besonderheit des Menschen) nur objektivierbare Methoden angewandt, die für Tier und Mensch gemeinsam gelten, dann erhebt die Neigung, dem Menschen sein Eigensein zu bestreiten, ihr geistige Erstarrung auslösendes Medusenhaupt. Das Wesen des Menschen wird von der Methodik erdrückt und entstaltet und er nimmt den Charakter eines ihr angemessenen Gegenstandes an. Dennoch ist es, im Gegensatz zu seiner wissenschaftlichen Einstellung, dem Vertreter der Ethologie unmöglich, sein eigenes menschliches Wesen zu verleugnen.

Das verdrängte bessere Wissen um sein wahres Wesen schlägt sofort – worauf nicht oft genug hingewiesen werden kann –, in den Drang um, humanistische Forderungen zu erheben, die sich nicht an *den* Menschen richten, der von ihm konstruiert wird, sondern an den dieser Karikatur widerstehenden eigentlichen Menschen.

• Die schon am Anfang des leichtfertigen Übergriffs der Verhaltenskunde auf den Menschen stehende Unvereinbarkeit zweier Sichtweisen zieht sich durch alle ihre Weiterentwicklungen hindurch und drückt ihr den Stempel irreparabler Verdrehtheit auf.

– Auf der einen Seite findet sich die Verfehlung des Wesens des Menschen durch einen methodischen Ansatz, der es eo ispo beschneidet;

– auf der anderen Seite erhebt sich der ethisch-humanistisch garnierte Anruf an einen Menschen, der von der Verhaltenskunde (bleibt man in ihrem Kontext) gar nicht begriffen werden kann.

Zu diesem Widerspruch mußte es zwangsläufig kommen, sobald die Ethologie ohne kritische Vorbehalte auf den Menschen ausgriff und sich nicht überlegte, welche Aussagen sie berechtigt tun könne und welche ihre Kompetenz definitiv übersteigen. Ihr blieb verborgen, daß sie höchstens dazu berechtigt ist, etwas über das Wesen des Menschen einschränkende, naturale Bedingungen beizusteuern, niemals aber Gültiges zum Wesen des Menschen überhaupt. Es sind Bedingungen, die den Menschen daran hindern können, sein Wesen ungetrübt zu erfahren und zu verwirklichen, denen er aber entgegentreten kann. Die Unterscheidung zwischen „hominitas" und „humanitas" wird so mißachtet, eine Unterscheidung, die schon die Griechen durch ähnlich lautende aber verschieden geschriebene Worte (ethos und ēthos) wahrten.

Die Rastlosigkeit, mit der sich die Ethologie (vertreten durch Konrad Lorenz) der heutigen Welt als Problemlöser anbietet, verrät ihre Vergeblichkeit, die Folge der Ursünde aus eigener Kraft zu beseitigen und läßt erkennen, daß aller sog. Fortschritt, der auf dieses Mühen zurückgeht, zum Scheitern verurteilt ist. Der Sündenfall der Ethologie trug sich bei ihrer Bemächtigung des Menschen zu, dem sie seine Gottesebenbildlichkeit bestreitet und den sie zum Produkt eines ausgedachten, vermeintlich objektiv ablaufenden Naturprozesses, genannt „Evolution", degradiert.

2. Verhaltene Konfusion in der Verhaltenslehre

In ihrem Herantreten an die Natur, der Tatsache nicht gewärtig, daß sie diese zu einer reduzierten Natur verformt, betrachtet sich die Verhaltenslehre als naturwissenschaftliche Disziplin, die das Verhalten der höheren Organismen ganz unvoreingenommen untersucht. Im Verhalten erblickt sie allerdings nicht das, was man umgangssprachlich mit ihm meinen könnte – wo rückbezügliches „Sich-Verhalten" immer die Mitbeteiligung des Subjekts anzeigt –, sondern eine vom Subjekt ganz absehende, objektiv feststellbare (oder meßbare) Reaktionsweise der Organismen, wie sie z. b. eine Körperbewegung darstellt. Für dieses Verhalten erbringt sie zugleich eine kausale Erklärung: Es ist durch Adaptation der Organismen an ihre Umwelt entstanden und „besitzt eine spezifische Funktion in deren Auseinandersetzung mit der Umwelt"[3]), weswegen es auch vorwiegend situationsgerechtes Verhalten ist.

Die Problematik beginnt sofort bei Übertragung des so verstandenen Verhaltens auf den Menschen. Während vielleicht ein höherer Organismus wissenschaftlich ausreichend durch ein auf diese Weise definiertes Verhalten beschrieben werden kann, bedeutet ein derartiger Begriff für das Wesen des Menschen überhaupt nichts. Denn für diesen ist nicht Verhalten, sondern Handeln wesenskennzeichnend, also ein Tun, das

nicht trieb- oder instinktbestimmt erscheint, sondern vernunftgelenkt ist und als solches situationsunabhängigen Regeln oder Normen gehorcht. Es ist persönlich zu verantworten und hat den unabdingbaren Entschluß als „Initialereignis" vor sich, der gerade ohne Subjekt und Bewußtsein nicht denkbar ist. Es leuchtet ein, daß bei Handeln der Bewegungsablauf keine konstitutive (sondern höchstens eine restriktive) Rolle spielen kann.

Das Versäumnis einer Unterscheidung zwischen Verhalten und Handeln führt zur Auffassung, daß für Mensch und Tier gleiche Grundzüge gelten. Während jedoch das Tier sein Verhalten ausführen *muß,* kann der Mensch zu ihm Stellung nehmen und es u. U. unterlassen. Die Verhaltensforschung glaubt jedoch, sich eine solche Differenzierung ersparen zu können und nimmt nur mehr das Gemeinsame wahr. Für sie sind die Sinne bei Tier und Mensch Pforten zur Außenwelt; bei Tier und Mensch herrschen in der Physiologie des Nervensystems die gleichen Gesetze; die Fortbewegungsweisen bei Tier und Mensch beruhen auf steuerbaren zentralnervösen Automatismen; in Orientierungsbewegungen, die angeboren sind und nicht erlernt zu werden brauchen, erhalten beide Kenntnis ihrer Umwelt usw. Als besondere Leistung der Verhaltensforschung gilt die von Lorenz gemachte Entdeckung, daß es eine „Stimmung" genannte Grundsituation des Verhaltens gibt, auf der sich unter dem Einfluß von Innen- und Außenfaktoren ein „Appetenzverhalten" aufbaut, die Suche nach bestimmten Reizen, die solange anhält, bis ein Schlüsselreiz einen „angeborenen Auslösemechanismus" in Gang bringt, der eine Instinkthandlung zu ihrem Ablauf zwingt. Bei Konflikt unter Trieben kommt es zu einem „Übersprung" auf eine zunächst nicht ausgelöste Verhaltensweise. Wird eine Instinkt-„handlung" verhindert, entsteht ein Stau innerer Erregung, der eine Leerlauf-„Handlung" hervorruft usw.

Ein gesetzmäßiger Naturvorgang kann leicht durch eine unangebrachte Terminologie eine Mißdeutung erfahren, wird z. B. anstelle von Reaktion oder Verhalten von Handlung gesprochen. Von tieferer Tragweite als diese leicht zu beseitigende terminologische Unbestimmtheit ist die immer wieder beobachtbare Tatsache, daß die Ethologie Verhalten wirklich mit Handeln *verwechselt.* Damit gerät sie in eine Konfusion, die sie jedoch kurioserweise gar nicht zu unterdrücken oder zu überspielen sucht, da sie ihrer nicht bewußt ist. Ihre Anhänger geraten nicht einmal in eine verhaltene Erregung, wenn sie den Vorwurf entgegennehmen müssen, den Unterschied zwischen Verhalten und Handeln zu verwischen und daher den Menschen zu einem bloßen Verhaltenswesen abzuwerten. Sie sind sich vielmehr sicher, in ihrer Einschätzung des Menschen den Höhepunkt der Wissenschaft erreicht zu haben und vergegenwärtigen sich nicht, daß sie nur *den* Menschen erkennen, den sie vorher in ihre Grundannahmen hineingesteckt haben.

3. Irrtum und Wahrheit der Lorenzschen Aggressionstheorie

Das Auftreten von Aggression als eines Instinkts hängt nach dem Altmeister der Verhaltensforschung mit einem Energiestau zusammen, der sich allmählich aufbaut und gelegentlich entlädt, wie ein Dampfkesselmodell schön veranschaulicht. Aggression ist ein Kampftrieb, der innerartlich wirksam, aber unschädlich ist[4]). Soferne es sich bei der von Lorenz gegebenen Darstellung bloß um hypothetische (mechanistische) Beschreibung oder Erklärung eines Instinkts handelt, ist gegen sie nichts einzuwenden.

Aber der Ethologe geht über den rein naturwissenschaftlichen Aspekt hinaus und bringt Aggression mit Ethik in Verbindung, indem er sie als „das sogenannte Böse"[5]) klassifiziert, dem er aber ein wirklich Böses entgegenzustellen unterläßt. Er mißt dem Trieb im Gegenteil eine arterhaltende und gruppen-

stabilisierende Funktion bei. Bei höher entwickelten Tieren könne man bereits beobachten, wie innig Aggression mit Freundschaft verbunden sei, die umso intensiver aufträte, je stärker sich der Aggressionstrieb manifestiere. Wiewohl es schon schwerfällt, sich bei Tieren Freundschaft vorzustellen – die hier wohl mit Anhänglichkeit in einen Topf geworfen wird –, scheut Lorenz nicht den kühnen Sprung zum Menschen und stellt diesen unter das Gesetz: „Keine Liebe ohne Aggression!". Soll mit diesem ein wechselseitiges Bedingungsverhältnis zwischen Liebe und Aggression statuiert werden, dann ist Liebe eindeutig auf die Ebene eines Triebes herabgedrückt und einer der vielen Punkte Lorenzschen Irregehens bloß durch Scheinplausibilität verschleiert. Während Aggression ein Instinkt ist, beruht Liebe jeder Form (Mutterliebe, Kinderliebe, Gattenliebe, Freundesliebe, Nächstenliebe und Feindesliebe und erst recht Liebe zu Gott) auf einer personalen Leistung, einem so innigen Zugetan-Sein des einen Menschen dem anderen Wesen gegenüber, daß es außerhalb der Sphäre des Menschen – sehen wir von der jenseitigen Überwelt ab – nicht vorkommt.

Die für Lorenz notorische Niederwalzung jeglicher begrifflicher Unterscheidung zeitigt ihre Auswirkungen vor allem in der sog. „Soziobiologie" (s. auch später). Bewegungsreaktionen, die der wissenschaftlich auftretenden Ethologie gemäß das Verhalten darstellen, bleiben offenbar auch alleiniges Kriterium für das, was als Liebe aufzufassen ist. Daher geht für diese Lehre z. B. „Liebesbezeugung" aus Fellpflegereaktionen hervor, ohne daß sie sich nur vom Hauch eines Bedenkens der Sachlage berühren läßt, daß in dem einen Fall eine Verhaltensweise, in dem anderen ein personaler Akt vorliegt. Die einzig angemessene Interpretation der Ergebnisse der Verhaltenslehre wäre demnach die, zuzugestehen, daß eine vorgegebene Reaktionsweise (mit bestimmter biologischer Funktion) für etwas spezifisch Menschliches „in den Dienst genommen"[6]) und ihr dabei Symbolcharakter für etwas grundsätzlich anderes und sie unendlich Übersteigendes verliehen wurde. Eine Liebeszuwendung, die zu umfassender, das Leben wandelnder Dauerhaltung zu werden vermag, ist, als nie erlahmende personale Beziehung eines Ichs zu einem Du, aus der Naturgesetzlichkeit nicht zu begründen, sondern entspringt der Tiefe des Menschentums. Durch unsauberes Sprechen vom „Hervorgehen" wird das Fundamentale des Unterschieds verwischt. Es entspricht solcher Verschmierung des zu Unterscheidenden, wenn sich Lorenz gut vorstellen kann, wie Enthusiasmus (Gottesergriffenheit, wie das Wort sagt) aus Aggression hervorgegangen ist[7]).

Namhafte Autoren lehnen Lorenz' Theorie der Aggression ab[8]). Sollte jedoch der Ablehnung die Überzeugung zugrundeliegen, daß der Mensch von Natur aus gut sei, dann wäre auch sie mit dem Makel der Selbstverkennung belastet. Viel eher ist verständlich, daß die dem Menschen eingepflanzte Aggressionstendenz, die z. B. im Triebe, streiten oder herrschen oder andere beherrschen zu müssen, zum Durchbruch kommt, Ausfluß seiner tiefen Gebrochenheit ist. Das Joch der Erbschuld kann sich einer säkularisierten Wissenschaft nur in größtmöglicher Verzerrung darbieten. Insoferne darf man sogar Lorenz zugestehen, etwas Wahres gesehen, es aber durch Einbindung in sein „evolutives" Weltbild entschärft zu haben. Der Makel am Menschen ist kein „sogenanntes Böses", sondern das wirklich Böse, das sich in ihm festgesetzt hat. Ohne es recht zu merken, übernimmt der Verhaltensforscher dort, wo er der Aggression positive Bedeutung zumißt, jenes hybride Denken, das das Böse als etwas „Gutes" und Unentbehrliches hinstellt. Es entgeht ihm dabei, daß es die täuschende Selbstdarstellung des Bösen ist, in der es (in der Sicht des Dichters) diesen Part für sich reklamiert (Faust 1336/1337).

4. Kampf als „Werdens"-Motor oder evolutionistischer Erklärungskrampf?

Genau betrachtet, wird eben dieses Walten des Bösen vom Evolutionisten auch für den Mechanismus der „Evolution" beansprucht. Diesem zufolge wird aus Vernichtung von Leben, aus dem „Wegwerfen" eines Großteils vorhandener Organismen durch die harte Auslese, der sie nicht standhalten können, gewissermaßen neues Leben „geschaffen". Daß Tötung Motor für „Entstehung" von neuem Leben sein soll, wird zwar von manchen Evolutionisten als ein außerhalb der Sphäre des Menschen keineswegs sich dramatisch vollziehendes Ereignis hingestellt[9]), aber für den Menschen steht doch fest, daß der Gruppenkampf die „treibende Kraft zur Menschwerdung" ist[10]).

Im speziellen wird die Theorie der Entstehung des Menschen (aus nichtmenschlichen Vorfahren) durch betörenden Duft verbreitende, aus dem morastischen Boden des Lorenzschen Verhaltensevolutionismus herausschießende, freilich nur Naivlinge anlockende Sumpfblüten weitergestaltet: Es sind dies die „evolutionäre Erkenntnistheorie" und die (schon erwähnte) „Soziobiologie" (oder „evolutionäre Ethik"). Beide Vorstellungen wurden schon mehrmals kompetent kritisiert[11]), welcher Umstand ihre Vertreter aber nicht daran hindert, die ihnen zuteilgewordenen Einsichten immer wieder vorzubringen. Sie sind dickfellig genug, sich von der Tatsache nicht beeindrucken zu lassen, daß in ihren „Erkenntnissen" ein simpler Denkfehler steckt. Dieser ließe sich durch eine einfache Überlegung beseitigen; da jedoch die Fehlerbereinigung die Konsequenz hätte, daß diese „Lehren" sofort verworfen werden müßten, halten sie aus naheliegenden Gründen an ihrem Unsinn fest. Wird das, was am Anfang jeglichen gegenständlichen Erkennens (als Ermöglichungsbedingung oder „Apriori") steht, von etwas anderem, Sekundärem, vorgeblich abgeleitet (und dadurch erklärt), dann läßt sich dieses Vorhaben nur unter der Voraussetzung ausführen, daß man selber schon im Besitz der Erkenntnisermöglichung sein muß, um diese für ihre vermeintliche Erklärung anwenden zu können. Hinter diesen Anfang kann man also selbst nie gelangen.

Erbringt die „evolutionäre Ethik" eine Erklärung ihrer eigenen Entstehung auf die Weise, daß sie sagt, alles, was existiert, sei gut, weil es die Selektion überstanden hat, andernfalls es ausgemerzt worden wäre und knüpft sie daran *die Forderung, man solle sich der „Evolution" überlassen,* so muß sie schon unmittelbar einen Begriff von Sittlichkeit haben. Der Versuch ihrer Herleitung aus einem Naturprozeß bedeutet obendrein *die Verwechslung von Faktischem mit Normativem,* die als „naturalistischer Fehlschluß" schon lange bekannt ist.

Der Denkfehler wird nicht geringer, wenn er mit verlockenden Zukunftsbildern übertüncht wird. Erschaut Lorenz visionär und zuversichtlich eine „Evolution", die „den Menschen weiter aufwärts führen" wird[12]), so wären wir glücklich, würde er uns verraten, wohin er „sie" laufen sieht. Offenbar geht diese Vision mit einer Trübung seines Verständnisses des Menschen einher, sonst wäre ihm nicht verborgen geblieben, daß der Mensch, ist er mit Vernunft und Sprache, Freiheit und Sittlichkeit, Liebe und Mitleid, ja mit künstlerischer Schöpferkraft, mit einem Wort – für den Glaubenden –, mit Gottesebenbildlichkeit und Gotteskindschaft begabt[13]), keine weitere Veränderung zu etwas noch Höherem erfahren kann. Allerdings ist dem Menschen gnadenvolle Vervollkommnung im Gebrauch dieser Gaben geschenkt, als dieser durch den Sündenfall sich schwächte.

Gleichsam wie um sein Mißverständnis des Menschen unter Beweis zu stellen, bezeichnet Lorenz diesen (und damit sich selbst) in einer oft kolportierten Bemerkung, die von seinen Anhängern für wissenschaftliche Erkenntnis gehalten

wird, als „missing link". Dieser Auffassung entsprechend, hält es jeder Evolutionist nicht bloß für möglich, sondern für erwiesen, daß es in der „Evolution" einen fließenden Übergang zwischen Mensch und Tier gibt. Stimmt er möglicherweise noch mit allen Denkenden darin überein, daß der rezente Mensch im Augenblick der Befruchtung Mensch ist, so meint er doch (und Funde, denen er, in Bestätigung des eigenen Vorurteils, nichts Menschliches ansieht[14]), scheinen ihm Recht zu geben), daß in der Stammesgeschichte Wesen auftraten, die noch nicht „Vollmenschen", also wohl nur „Teilmenschen" waren. Daß der Mensch, ist er durch die oben genannten Gaben ausgezeichnet, immer nur Mensch (und nicht weniger als dieser) sein kann, das ist freilich nicht durch empirische Befunde belegbar, aber es leuchtet ohne Schwierigkeit einem Denken ein, das sich vom „Evolutions"-Ungedanken nicht verderben ließ.

5. Der falsche Zungenschlag im angemaßten Prophetenamt

Wenn Lorenz heute als „Gewissen der Nation"[15]) das Wort ergreift, indem er sich mit besonderem Engagement gegen Atomkraftwerke und die Zerstörung großer Auwälder, wie sie bei Errichtung eines Wasserkraftwerkes eintreten würden, wendet, ja sogar als Menschheitswarner auftritt[16]), so ist diese (an sich anerkennenswerte) Haltung doch einer genaueren Prüfung zu unterziehen. Ohne Vorbehalt sind alle Bemühungen, die Natur vor weiterer Zerstörung zu bewahren, bewunderns- und fördernswert. Hat man aber ernstlich überlegt, wofür Lorenz wirklich eintritt? Da Schüler von ihm eine „Konrad-Lorenz-Gesellschaft für Umwelt- und Verhaltenskunde" ins Leben gerufen haben, deren Ziel es ist, „das menschliche Emp finden für das Gute und Schöne zu wecken"[17]), ist zuvor zu fragen, ob die Einsicht in das Wahre, Gute und Schöne aus der „Evolution" abgeleitet werden kann. Da dies nicht möglich ist (denn das Wahre, Gute und Schöne geht aus sich selbst hervor, „Phaidon" 100e), besteht der Verdacht, daß die Forderung nach „Weckung" doch in erster Linie der Annahme des „Evolutions"-Ungedankens dient.

Erst wenn man sich, in Befolgung der „evolutionären Ethik", der „Evolution" überläßt, sieht man, wie sie, durch ihre scharfe und unerbittliche Selektion, alles Untüchtige, Lebensunwerte, Unschöne, Ungute, Unwahre ausschaltet und so dem „Wahren, Guten und Schönen" zum Überleben verhilft. Die Abschwächung der Selektion durch die Zivilisation wird vom Evolutionisten immer schon bedauert und in dem Aufruf scheint sich ihm eine Chance zu eröffnen, der Selektion ihre Durchschlagskraft zurückzuerstatten.

Gibt aber Lorenz (im Gegensatz zu dieser Deutung) vor, wahre Geistigkeit und Sittlichkeit des Menschen anzusprechen, Gaben, die nicht von einer „Evolution" geschaffen sein können, dann ist er nicht in der Lage, den inneren Widerspruch seiner Aktivität zu verheimlichen. Für ihn als Evolutionisten dürfte kein Zweifel daran bestehen, daß der ganze Mensch von der „Evolution" hervorgebracht wurde und doch will er den Menschen retten, obwohl es ihm nichts ausmachen könnte, wenn ihn dieselbe „Evolution" wieder vom Erdball wegtilgte. Setzt er sich trotzdem für den Menschen ein, so ist es hoffentlich ein anderer als jener, der für ihn Ergebnis der „Evolution" ist. Es ist vielleicht der Mensch, der er auch (betrügt er sich nicht selbst) zu sein glaubt und der in lebendigem Gegensatz steht zu dem ausgedachten Gedankenunding, dessen Wesen er als „Summe seiner Verhaltensweisen" und dessen Freiheit er als das „Ensemble der Freiheitsgrade seines Verhaltens"[18]) beschreibt.

Mit Entschiedenheit muß daher darauf hingewiesen werden, daß Lorenz weder aus der „evolutionären Erkenntnistheorie" noch aus der „evolutionären Ethik" eine Autorisation

für seinen Kampf um diesen Menschen beziehen kann. Die große humanistische Geste, mit der er agiert und die Unterstützung, die er durch Rundfunk, Fernsehen und Zeitung erfährt, verhindern, daß der ihm selbst verborgene Zwiespalt allgemeiner bekannt wird.

*

Daß sich Lorenz selber in der Rolle eines Propheten und Warners gefällt, geht aus vielen seiner Äußerungen hervor. Was soll aber das Beklagen des „Abbau(s) des Menschlichen"[19]), wenn für den Lamentator der Mensch „weder Ebenbild Gottes noch Maschine"[20]), sondern eben „Evolutions-Produkt" ist? Kann die angenommene Attitüde des Humanisten (und deren attraktives Aussehen) die Abwertung des Menschen durch dessen eigene Lehre hintanhalten? Da der Nobelpreisträger – in einem Dictum, das an Krassheit des Begriffszusammenwerfens nicht mehr unterbietbar ist – die Überzeugung ausdrückt: „Die Schöpfung ist der Schöpfer", ist unerfindlich, welchen Sinn er mit der Behauptung verbindet: „Ein guter Biologielehrer kann heute mehr Seelen retten als ein sehr guter Pfarrer"[21])? In Anspielung auf Faust (527/528) wird man für dieses angemaßte Geschäft nur jenen Biologielehrer geeignet finden, der ein schlechter Komödiant ist, weil er (trotz sympathischen, medienwirksamen Lächelns) sein wahres Gesicht nicht zu verbergen weiß. Und wofür will er „Seelenrettung" betreiben? Ist beim Menschen auch jedes (vermeintlich moralische) Arbeiten an ihm selbst unwiderruflich Teil einer umfassenden „Evolution"; ist diese die eigentliche Wirklichkeit, „vor" und „hinter" der oder „über die hinaus" nichts existiert; ist jede Verbindung zur Transzendenz also radikal abgeschnitten, dann gähnt hinter solchen ködernden Worten unrettbar der Abgrund des Nichts. Nihilismus ist in der Tat der einzige Ausblick, den der Vertreter einer platten Diesseitsideologie einem ungewitzten Publikum anzubieten hat. Weil er deren Leere und Nichtigkeit wohl selber verspürt, nur deswegen fühlt er sich zur Übernahme der im Grunde traurigen Gauklerrolle des Humanisten ohne Gott getrieben.

Muß auch das Anliegen eines Volksbegehrens, das Konrad Lorenz' Namen trägt, unterstützt werden, so darf doch dieses Eintreten nicht zugleich unbedachte Übernahme der von Lorenz vertretenen Ideologie bedeuten, die im Gegenteil das gute Vorhaben desavouiert. In Erfüllung des an ihn ergangenen Auftrags, die ihm anvertraute Schöpfung zu bewahren, wird vielmehr jeder denkende Mensch (und erst recht der Christ) alles daransetzen, daß das Bewußtsein für die Gottdurchwaltetheit der Natur nicht verschwindet.

Anmerkungen und Literatur

1) F. Kreuzer (Hrsg): „Nichts ist schon dagewesen. Konrad Lorenz, seine Lehre und ihre Folgen", Piper: München/Zürich 1984.
2) So in einem Gespräch mit seinem ältesten Schüler Paul Leyhausen im Jahre 1940 (zit. nach: K. Berger: „Aggression und Evolution", factum 1 [(11/12) 4–18 (1980)].
3) K. Immelmann: „Einführung in die Verhaltensforschung", Parey: Hamburg 1983.
4) Diese Einschränkung wird von anderen evolutionistischen Biologen bestritten, seitdem gefunden worden ist, daß auch innerhalb einer Art die schwächeren Glieder der Gruppe getötet werden (C. Bresch: „Evolution aus Alpha-Bedingungen, Zufalls-Türmen und Systemzwängen" in R. J. Riedl & F. Kreuzer (Hrsg.): „Evolution und Menschenbild", Hoffman & Campe: Hamburg 1983, p. 22–39, bes. p. 36/37).
5) K. Lorenz: „Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression", Borotha-Schoeler: Wien 1963.
6) Es entbehrt nicht einer Pikanterie, zu sehen, daß selbst Lorenz nicht umhin kann, vom „Benutzt-Werden durch den Geist" zu sprechen, in: K. Lorenz & M. F. Wuketits (Hrsg.): „Die Evolution des Denkens" Piper: München/Zürich 1983, p. 121.
7) „Das sogenannte Böse", p. 346.
8) A. Plack: „Die Gesellschaft und das Böse", List: München 1967 – G. Pilz & H. Moesch: „Der Mensch und die Graugans", Umschau: Frankfurt/Main 1975.
9) H. v. Ditfurth: „Wir sind nicht nur von dieser Welt. Naturwissenschaft, Religion und die Zukunft des Menschen", Hoffman & Campe: Hamburg 1981, p. 121 ff.

10) Bresch. l. c. Anm. 4, p. 39.
11) Ein Großteil der Literatur findet sich in: R. Löw: „ Kann das Gehirn sich selbst erkennen?", in: A. Locker (Hrsg.): „Evolution – kritisch gesehen", Pustet: Salzburg/München 1983, p. 157–171.
12) K. Lorenz: „Nichts ist schon dagewesen", in Riedl/Kreuzer l. c. Anm. 4, p. 138–144, bes. p. 139.
13) Die Tatsache, daß Lorenz nicht an Gott glaubt (wie er selber, z. B. im ORF-Morgenjournal vom 21. Mai 1984, zugibt), muß für seine Verkennung des Menschen verantwortlich gemacht werden.
14) W. Henke & H. Rothe: „Der Ursprung des Menschen. Unser gegenwärtiger Wissensstand", Fischer: Stuttgart 1980 – Vgl. dazu: K. Gerhardt: „Spuren der Menschwerdung im Lichte anthropologisch-urgeschichtlicher Forschung", Scheidewege 5 (1) 119–141 (1975).
15) So von B. Lötsch in Kreuzer l. c. Anm. 1, p. 112–136 genannt.
16) K. Lorenz: „Die acht Todsünden der zivilisierten Menschheit", Piper: München/Zürich 1973.
17) Nach einem Bericht im Kosmos 17 (4) (1981) p. 20.
18) Christiane Weinberger: „Evolution und Ethologie. Wissenschaftstheoretische Analysen", Springer: Wien/New York 1983.
19) So der Titel seines neuesten Buches, Piper: München 1983.
20) Auf diese Weise von einem blutjungen Enkelschüler des Altmeisters, sicher „in seinem Geist", formuliert, in Kreuzer l. c. Amn. 1, p. 204.
21) K. Lorenz: „Der Mensch in der Falle", in Kreuzer l. c. Anm. 1, p. 185–190.

PROF. DR. REMIGIUS BÄUMER

Mary Ward, die Gründerin der „Englischen Fräulein" – Zum 400. Geburtstag

Sie zeigte neue Wege auf für das Apostolat der Frau in der Kirche

Zu den großen Frauengestalten, die im Zeitalter der Katholischen Reform ein Beispiel für entschiedene Glaubenstreue gegeben haben, zählt Mary Ward, die vor 400 Jahren, am 23. Januar 1585, in Mulwith (Yorkshire) geboren wurde. Ihre Gestalt hat immer wieder die Bewunderung der Nachwelt erregt, weil sie nicht nur eine vorbildliche „Zeugin des Glaubens" war, sondern zugleich ihre Verpflichtung zum Apostolat gespürt, neue Wege für das Wirken der Frau in der Kirche gewiesen und sie unter größten persönlichen Opfern in die Tat umgesetzt hat.

Joseph Grisar hat das Verdienst, in den letzten Jahrzehnten Leben und Werk von Mary Ward quellenmäßig erforscht zu haben. Das Ergebnis seiner Studien lautet, daß Mary Ward eine glaubensstarke Frau war, die in harten Prüfungen Gottvertrauen, große Treue zur Kirche und vorbildliche Selbstverantwortung bewies. Ihre geschichtliche Bedeutung liegt darin, daß Mary Ward nach der Glaubensspaltung die Notwendigkeit der Mitwirkung der Frau an der Glaubensverkündigung erkannte und dafür eintrat, bis eine Entscheidung Roms ihrer Arbeit eine Grenze setzte.

Neuestens hat Mathilde Köhler unter dem Titel: „Maria Ward. Ein Frauenschicksal des 17. Jahrhunderts" (1984), eine gut lesbare Biographie über die Gründerin der Englischen Fräulein vorgelegt. Wenn allerdings die Verlagsankündigung behauptet, daß Mary Ward von der Geschichtsschreibung vergessen sei, so trifft diese Aussage nicht zu. Seit vielen Jahrzehnten hat die Gestalt dieser großen Frau immer wieder die Historiker beschäftigt. In ihrem Jubiläumsjahr wird das Wirken der Gründerin der „Englischen Fräulein" auch in weiteren Kreisen Beachtung finden.

*

In ihrer Jugend erlebte der europäische Katholizismus eine Zeit der inneren Erneuerung. Es war die Epoche der Katholischen Reform nach dem Konzil von Trient. Mit einem neuen Selbstbewußtsein machte damals die Kirche einen großangelegten und erfolgreichen Versuch missionarischer Wirksamkeit und einer religiösen Neubesinnung. Es ist bezeichnend, daß in diesen Jahrzehnten eine große Zahl von Heiligen ein lebendiges Beispiel für diese innere Erneuerung der Kirche liefert.

Für England war es eine Zeit der Katholikenverfolgung. Bekanntlich wurden während der Regierung der Königin Elisabeth (1558–1603), besonders seit der Veröffentlichung der Bannbulle Pius' V. im Jahre 1570, hunderte von Katholiken um ihres Glaubens willen umgebracht. Tausende mußten mit finanziellen und persönlichen Opfern ihre Treue zur katholischen Kirche bezahlen. Die Mitfeier der heiligen Messe, der Empfang der heiligen Sakramente führten zur Beschlagnahme des Vermögens durch den Staat. Englische Kinder, die auf dem Festland katholisch erzogen wurden, verloren in England nach staatlichem Gesetz ihr Erbe. Die Aufnahme eines Priesters in eine Familie galt als Verbrechen. Für Priester, die als Hochverräter galten, bestimmte das Gesetz die Todesstrafe. Jeder Engländer, der sich weigerte, den Gottesdienst der englischen Hochkirche zu besuchen, mußte dieses „Vergehen" mit einer empfindlichen Geldstrafe büßen. Trotzdem blieben viele englische Katholiken ihrem Glauben treu. Es gab zahlreiche Beispiele unerschrockenen Bekennermutes und beeindruckender Opferbereitschaft. Junge Katholiken verließen England, um sich in Frankreich die heilige Priesterweihe spenden zu lassen, um dann als Glaubensverkünder wieder in ihre Heimat zurückzukehren, um den Verfolgten beizustehen und im Untergrund ihre seelsorglichen Aufgaben zu erfüllen.

Die Anfänge

Ein Zentrum der katholischen Untergrundkirche war Yorkshire, wo die Familie der Ward seit Jahrhunderten lebte. Sie hielt während der damaligen Katholikenverfolgung in Treue an ihrem Glauben fest. Die Großmutter von Mary Ward hatte deswegen viele Jahre im Gefängnis verbringen müssen. Von diesem Geist wurde Mary Ward entscheidend geprägt. Die Verfolgung der Katholiken, die sie seit ihrer Kindheit erlebte, beeindruckte sie tief. Von ihren Eltern berichtete sie später, daß diese viel für den katholischen Glauben gelitten hätten. Aus ihrer Verwandtschaft wurden drei Priester hingerichtet. In ihrer Jugend erlebte sie das Martyrium des Jesuiten Edmund Campion und der englischen Märtyrer (Vgl. die Würdigung in „Theologisches" 1981, Sp. 4343 ff. «Vor vierhundert Jahren: das Martyrium des englischen Jesuiten Edmund Campion» durch Remigius Bäumer). So war es verständlich, daß auch bei Mary Ward der Wunsch lebendig wurde, für den Glauben Zeugnis abzulegen und im Dienst der Kirche apostolisch wirken zu wollen. Aber diese Möglichkeit war für sie nur im privaten Kreis gegeben. Sie sah zunächst ihre Aufgabe darin, für die verfolgte Kirche in England zu beten. In einem strengen Orden wollte sie diese Aufgabe erfüllen. Da aber in England die Klöster von der Regierung aufgehoben und verboten worden waren, blieb ihr nur die Möglichkeit zu emigrieren. Aber ihr Vater verbot ihr, England zu verlassen.

Die „Pulververschwörung" von 1605 verschärfte die antikatholischen Maßnahmen der Regierung. Mehrere Verwandte von Mary Ward wurden wiederum ein Opfer der Verfolgung. Jetzt gab der Vater seine Zustimmung zu ihrem Klostereintritt. Mary Ward verließ England und wandte sich 1606 nach Frankreich, wo die Jesuiten in St.-Omer ein „Englisches Kolleg" gegründet hatten. Hier riet man ihr, bei den Klarissen einzutreten. Aber das Leben bei den Klarissen entsprach nicht ihren Vorstellungen. Nach Ablauf einer Probezeit verließ sie nach einem Jahr das Kloster. Mit Hilfe einflußreicher Gönner gründete sie ein Kloster, wo sie ein Leben im Dienste des Apostolates und der Caritas begann. Sie sammelte gleichgesinnte Gefährtinnen um sich. 1609 wandte sie sich wiederum nach St.-Omer, wo sie in der Nähe des Englischen Seminars ein Leben der Buße und des Gebetes begann und eine Gemeinschaft „Englischer Fräulein" gründete, die hier ein geistliches und apostolisches Leben führen wollten. Nach zwei Jahren zählte die Gemeinschaft bereits fast 500 Mitglieder. Die

Schwestern unterrichteten junge Mädchen aus England, unterhielten ein Internat und eine Schule, in der auch Mädchen aus der Stadt unterrichtet wurden. Die „Englischen Fräulein" lebten wie Nonnen nach einer strengen Regel.

Die Gemeinschaft der „Englischen Fräulein"

Klarheit über ihre künftige Aufgabe wurde Mary Ward – wie sie überzeugt war – 1611 von Gott gegeben. Sie hat darüber öfter berichtet, u. a. in einem Rechtfertigungsschreiben an den Kölner Nuntius Albergati, in dem sie die Geschichte ihres Lebens und ihrer Berufung eingehend schilderte. Mit ihren Ausführungen versuchte Mary Ward, die Unterstützung des Nuntius bei ihren Bemühungen um die Erlangung der päpstlichen Bestätigung zu erhalten. In dem Schreiben an den Nuntius erwähnte Mary Ward auch, daß sie für ihre Gemeinschaft die Jesuitenregel übernehmen wolle. Tatsächlich entschied sich Mary Ward für die Satzungen der Gesellschaft Jesu. Sie bestimmten: 1. Die unmittelbare Unterstellung unter den Papst und die Exemption von der Unterordnung unter die Bischöfe. 2. Der Aufgabenbereich ihrer Gemeinschaft umfaßte Schule und Erziehung und jede Form der Seelsorgshilfe. 3. An der Spitze der Gemeinschaft steht eine Generaloberin mit fast unbeschränkter Gewalt. 4. Ihre Schwestern legen unter Verzicht auf die herkömmliche Klausur feierliche Gelübde ab. 5. Die Schwestern leisten ein besonderes Gehorsamsgelübde gegenüber dem Papst. Als ihre Aufgabe sahen sie: Verteidigung des Glaubens, Jugenderziehung und außerdem die Bekehrung Englands.

Auch die Seelsorgsmethoden ähnelten sich: wie die Gesellschaft Jesu wollten sich die „Englischen Fräulein" den veränderten Verhältnissen der Neuzeit anpassen. Mary Ward hoffte, für ihre Vorstellungen die Anerkennung der Kirche zu bekommen. Aber schon bald ergaben sich Schwierigkeiten. Bedenken erregte vor allem die Tatsache, daß die neue Gemeinschaft keine Klausur beobachten wollte, eine Verpflichtung für Frauenorden, die das Konzil von Trient in seinen Reformdekreten eigens erneuert hatte. Mary Ward erschien aber gerade die Freiheit von der Klausur als Vorbedingung für ein fruchtbares Wirken für und in England.

Besonders die Vorstellung, daß eine solche Aufgabe nicht Sache von Frauen sei, war Ursache zahlreicher Kritik. Aber auch hier setzte Mary Ward ihre ganze Persönlichkeit ein, um dieses Vorurteil zu überwinden. So kommt ihr in der Reihe der Frauen eine besondere Bedeutung zu, die sich für die seelsorgliche Arbeit der Frauen in der Kirche einsetzten. Mary Ward wußte zwar um die Grenzen der apostolischen Wirksamkeit der Frau. So betonte sie, daß Frauen keine Priester sein könnten, sie hätten weder die Sakramente zu spenden noch zu predigen.

Sehr bald wuchs die Gemeinschaft der „Englischen Fräulein". Bereits 1611 konnte Mary Ward eine Niederlassung in London gründen, die Sammelpunkt englischer Verfolgter wurde und die Seelsorgsarbeit der englischen Priester unterstützte, die ja nur heimlich tätig sein konnten.

Inzwischen hatten auch die englischen Behörden von der Arbeit der neuen Gemeinschaft erfahren. So hatte der englische Gesandte in Brüssel in mehreren Berichten auf die Wirksamkeit von Mary Ward und ihrer „Jesuitinnen" aufmerksam gemacht. Der anglikanische Erzbischof Abbat von Canterbury urteilte, Mary Ward schade der englischen Kirche mehr als sechs Jesuiten. Deshalb war es verständlich, daß auch sie auf die Fahndungsliste der Regierung gesetzt wurde. Auf einem ihrer Englandbesuche wurde sie von den Häschern gefaßt, vor Gericht gestellt, zum Tode verurteilt, dann aber begnadigt. Ihre mutige Haltung kommt auch in einer Mahnung an eine Mitschwester zum Ausdruck: „Fürchte nur eins, zuviel Furcht zu haben. Sei nicht zaghaft, wenn es um die Ehre Gottes geht."

Die Ausbreitung der „Englischen Fräulein"

In den folgenden Jahren konnten sich die „Englischen Fräulein" schnell ausbreiten. Den ersten Niederlassungen in St.-Omer und London folgten Gründungen in Rom, Neapel, Köln, Trier, Perugia, München, Wien, Preßburg und Prag. Die neue Gemeinschaft fand bald auch einflußreiche Verteidiger.

1615 veröffentlichte Bischof J. de Blaze in St.-Omer einen Hirtenbrief, in dem er die „Englischen Fräulein" gegen Kritik in Schutz nahm. 1616 kam es zur Gründung einer Niederlassung in Lüttich. Zwei Jahre später (1618) konnte dort das Noviziat eröffnet werden.

In Deutschland waren es u. a. Erzbischof Ferdinand von Bayern, Kurfürst von Köln und Bischof von Lüttich, Kurfürst Maximilian I. von Bayern und Kaiser Ferdinand II., die sich für die „Englischen Fräulein" einsetzten. Aber auch die Kritiker fehlten nicht. Bereits 1615 hatte Mary Ward sich an Papst Paul V. gewandt und ihm eine Denkschrift über Zweck und Gründung übersandt, um die päpstliche Bestätigung ihrer Gemeinschaft zu erwirken. Auf ihre Eingabe hatte sie von Kardinal Lancelotti eine ermutigende Antwort erhalten.

Im Jahre 1621 ging Mary Ward persönlich nach Rom, um die Bestätigung und kanonische Anerkennung ihrer Gemeinschaft zu erreichen. Sie brachte Empfehlungsschreiben der Erzherzogin Isabella, des spanischen Königs und des Kaisers mit. Am 28. 12. 1621 wurde sie von Papst Gregor XV. empfangen. Ihr Besuch in Rom brachte ihr jedoch nur einen Teilerfolg: Mary Ward erhielt die Erlaubnis, in Rom eine Schule zu errichten. Man wollte von den Ergebnissen der erzieherischen Bemühungen der „Englischen Fräulein" eine endgültige Entscheidung abhängig machen. Sie bekam die Erlaubnis, zwei weitere Niederlassungen und Schulen in Neapel und Perugia zu errichten. Weitere Niederlassungen entstanden 1620/21 in Köln und Trier. Erzbischof Ferdinand von Bayern, Bischof von Lüttich, erkannte am 5. März 1624 die „Englischen Fräulein" als „Religiosen" an. Aber am 23. Juli 1624 erließ die Propagandakongregation das erste Dekret gegen die „Jesuitinnen".

1624 reiste sie wiederum nach Rom und hatte im Oktober bei dem neuen Papst Urban VIII. in Frascati eine Audienz. Sie wurde freundlich empfangen, aber der Papst war nicht bereit, eine päpstliche Bestätigung der Gemeinschaft auszusprechen. Ihre Schule in Rom wurde zum Bedauern der Eltern und Schülerinnen geschlossen. Grund für diese negative Entscheidung war die Nichtbeachtung der Klausur durch die neue Gemeinschaft. In Rom hatte man sich mit der Frage auseinandergesetzt, ob man religiösen Vereinigungen von Frauen eine Wirksamkeit in der Öffentlichkeit entgegen der strengen Kirchengesetze über die kirchliche Klausur erlauben könne. Bereits die Gemeinschaft des heiligen Franz von Sales, wie die Ursulinen, hatten wegen der Klausurfrage in Rom Schwierigkeiten bekommen. Vielleicht kam bei den „Englischen Fräulein" verschärfend noch hinzu, daß sie sich an die Jesuiten anlehnten und die Regel des heiligen Ignatius übernommen hatten.

Ende 1626 verließ Mary Ward wiederum Rom und machte einen Besuch in England. Sie erhielt ein Empfehlungsschreiben des Jesuitengenerals und reiste über Florenz, wo sie vom Großherzog freundlich aufgenommen wurde, und Mailand, wo Kardinal Federigo Borromeo sie empfing, weiter nach Deutschland. In Bayern fand sie die Unterstützung von Kurfürst Maximilian I., der ihr in München ein Haus zur Verfügung stellte. Ende Juni wandte sie sich nach Wien, wo sie von Kaiser Ferdinand II. wirksame Unterstützung erhielt.

Aber Mary Ward fand auch Gegner. So beschwerte sich der Wiener Kardinal Melchior Klesl in Rom, weil sie sich vor der Schulgründung in Wien nicht mit ihm verständigt habe.

Von Wien aus reiste Mary Ward nach Preßburg weiter, wo sie ebenfalls eine Niederlassung mit Schule errichten konnte, anschließend besuchte sie Prag.

Die Aufhebung der „Englischen Fräulein"

Am 15. Juli 1628 erfolgte an die Nuntien in Wien, Brüssel und Neapel eine Anweisung, daß die Niederlassungen der „Englischen Fräulein" aufzulösen seien. Wie kam es zu diesem Verbot?

Am 7. Juli 1628 hatte unter dem Vorsitz von Papst Urban VIII. die Propagandakongregation ein Dekret über die Aufhebung der „Englischen Fräulein" beschlossen. Als Gründe für diese Maßnahme wurden angeführt: 1. das Fehlen der Klausur, 2. die geplante apostolische Arbeit, 3. die zu befürchtenden Ärgernisse. Der Sekretär der Propagandakongregation fügte dem Dekret noch eine Instruktion an: die „Englischen Fräulein" seien nicht bereit, die Klausur zu beachten, sie wollten sich nicht der bischöflichen Autorität unterwerfen und hätten sich den Namen der Gesellschaft Jesu zugelegt. Sie verbrauchten das Vermögen der eintretenden Novizinnen, so daß diese bei einem eventuellen Austritt mittellos dastünden.

Das römische Aufhebungsdekret stiftete zunächst Verwirrung und fand Widerspruch. So war man z. B. in Neapel nicht bereit, auf die Schulen der „Englischen Fräulein" zu verzichten. Der Kardinal Buoncompagni bat Rom zunächst um Aufschub. In Brüssel zeigte sich der Nuntius ebenfalls durch die römischen Maßnahmen überrascht. Ähnlich ging es in Prag und Wien.

Der Nuntius stand hier vor einer schwierigen Aufgabe. Die „Englischen Fräulein" besaßen beim Kaiser Ferdinand II. hohes Ansehen. Deshalb berichtete er nach Rom, daß die „Englischen Fräulein" rücksichtsvoll behandelt werden müßten. Eine Auflösung ihrer Schulen würde nur Schwierigkeiten bei den Eltern und beim Kaiser geben, der es als persönliche Beleidigung auffassen würde, wenn die Aufhebung durchgeführt würde.

Als Mary Ward im September 1628 den Nuntius in Wien besuchte, erfuhr dieser im Gespräch von den Absichten und Zielen dieser Frau. Er war beeindruckt und riet ihr, in Rom nochmals ihre Anliegen persönlich vorzutragen.

Während der Romreise von Mary Ward kam es zu einem Schriftwechesel zwischen dem päpstlichen Staatssekretär Barberini und dem Kurfürsten Maximilian I. von Bayern. Barberini bat den Kurfürsten, die „Englischen Fräulein" nicht weiter zu unterstützen. Maximilian I. ging jedoch auf seine Bitte nicht ein, sondern erinnerte in seiner Antwort daran, daß die Arbeit der „Englischen Fräulein" in Deutschland die allerbeste Wirkung zeigte.

Mary Ward war inzwischen über Innsbruck, Trient und Loreto – hier hatte sie ihre Anliegen wiederum der Fürbitte der Mutter des Herrn vorgetragen – nach Rom gekommen. Im Februar 1629 erreichte sie die Ewige Stadt und wurde im Mai 1629 von Papst Urban VIII. in Castel Gandolfo in Privataudienz empfangen, erschien persönlich vor den Kardinälen, aber alle ihre Bemühungen um eine günstige Entscheidung hatten keinen Erfolg. Am 30. September 1629 beschloß man in Rom die Auflösung der Gemeinschaft der „Jesuitinnen". 1630 erfolgte dann die Schließung der Niederlassungen in St.-Omer, Lüttich, Köln und Trier.

Das römische Auflösungsdekret war Mary Ward nicht mitgeteilt worden. Sie erhielt davon erst durch eine Mitschwester Kenntnis. Daraufhin schrieb sie am 6. April 1630 an die Mitglieder ihrer Gemeinschaft, das Auflösungsdekret sei erschlichen und ohne Wissen des Papstes und der zuständigen Kongregation erlassen worden. Die Schwestern möchten an ihrer Lebensweise festhalten und sich auch durch die Androhung des Kirchenbannes nicht irre machen lassen.

Der Kölner Nuntius berichtete über den Widerstand der „Englischen Fräulein" nach Rom, übermittelte auch das Schreiben von Mary Ward und forderte, daß die Stifterin als die eigentliche Ursache des Ungehorsams verhaftet werde und die „Englischen Fräulein" durch eine päpstliche Bulle endgültig und für immer aufgelöst würden.

Am 28. November 1630 wandte sich Mary Ward nochmals mit einem Bittgesuch an Papst Urban VIII. Sie schilderte ihre Lebensschicksale, ihre Berufung und ihr Werk und bat den Papst um Hilfe. Sie versicherte ihre Bereitschaft zum Gehorsam: sie werde seiner Anordnung unbedingt gehorchen.

Aber die römische Entscheidung wurde nicht aufgehoben, sondern am 13. Januar 1631 verfügte Urban VIII. in der Bulle „Pastoralis Romani Pontificis" die Auflösung der „Englischen Fräulein". Als Begründung wurde u. a. genannt, daß sie keine Klausur beobachteten, eine Art Seelsorge durch Hausbesuche ausüben wollten, wozu sie nicht das erforderliche theologische Wissen hätten.

In Rom übergab die zuständige Kongregation das Schreiben von Mary Ward vom 6. April 1630 an ihre Mitschwestern der Inquisition. Der Münchener Nuntius erhielt daraufhin den Auftrag, Mary Ward gefangen zu setzen. Am 7. Februar 1631 wurde sie in das Klarissenkloster am Anger in München gebracht. Sie leistete keinen Widerstand, schwieg und hoffte auf die Vorsehung. Aus ihrer Klosterhaft schrieb sie: Niemals habe ich etwas gegen den Papst oder die Autorität der heiligen Kirche gesagt oder getan. Im Gegenteil: ich habe seit 26 Jahren meine schwachen Kräfte zum Dienst und zur Ehre beider eingesetzt.

Ihre Mitschwestern wandten sich an den Papst, der ihre Freilassung verfügte. Nach neunwöchiger Klosterhaft wurde Mary Ward am 18. 4. 1631 im Wagen des Kurfürsten Maximilian I. heimgeholt.

Im Oktober 1631 reiste Mary Ward erneut nach Rom, wo sie (1632) wiederum von Papst Urban VIII. empfangen wurde. Wegen des erhobenen Vorwurfs der Häresie beruhigte sie der Papst und gestattete ihr, in Rom unter päpstlichem Schutz eine Niederlassung zu errichten. Auch bei der Inquisition endete der Prozeß gegen die „Englischen Fräulein" mit der Feststellung, daß sie sich keiner Verfehlung schuldig gemacht hätten.

1637 verließ Mary Ward nach einer schweren Krankheit Rom, um sich im Badeort Spa zu erholen. Anschließend besuchte sie mit ihren Gefährtinnen Lüttich und Köln.

1639 kehrte Mary Ward nach England zurück. Sie lebte immer noch in der Hoffnung, daß aus Rom die Anerkennung ihrer Gemeinschaft kommen werde. Einige Jahre später, am 30. Januar 1645 starb Mary Ward in Hewarth bei York. Erst im Jahre 1703 erfolgte die Billigung ihrer Regel durch Papst Clemens XI. Seitdem breitete sich die Gemeinschaft der „Englischen Fräulein" in alle Welt aus.

Die Spiritualität von Mary Ward

Erst die Nachwelt hat die Bedeutung von Mary Ward voll erkannt. Sie war eine religiöse Persönlichkeit. Kennzeichnend für ihre innere Haltung sind die folgenden Vorsätze:

1. Ich will mich bemühen, daß nicht leicht Gemütsbewegungen oder Vorfälle mein seelisches Gleichgewicht und meine äußere Haltung stören, denn Freiheit des Herzens und leidenschaftslose Ruhe sind für meinen geistlichen Fortschritt wie im Verkehr mit anderen sehr notwendig.

2. Weil ich geneigt und bereit bin, Werke von Klang und Glanz lieber zu unternehmen, will ich hinfort mit besonderer Freude, Hingabe und Sorgfalt einfache Dienste verrichten. Und wenn ich je zu großen Werken gerufen werde, will ich achtsam sein, daß ich nicht im Suchen nach eigener Befriedigung und Anerkennung Zeit und Kraft vergeude.

3. Wie mannigfaltig und ausgezeichnet waren die Mittel, die mir zum Gutsein gegeben waren! Groß nach Zahl und Art und Dauer. Nun will ich jede Woche einmal über diesen Punkt betrachten (wenn es der Gehorsam erlaubt), um in mir Ge-

fühle der Dankbarkeit und Zerknirschung zu erwecken, wie auch das glühende Verlangen, neu zu beginnen.

4. Ich bin geneigt, mir in allem, was den Sinnen schmeichelt, nachzugeben und auch innere Antriebe und andere geistliche Güter mit einer Art natürlicher Gier zu empfangen, um sie augenblicklich zu lieben und zu genießen (mit natürlicher Lust); mein Herz lechzt nach Freuden. Darum will ich künftig bei solchen Gelegenheiten ganz besonders wachsam sein, daß ich aufsteigende natürliche Regungen sofort ausschalte ... Ich will Gott um seiner selbst willen und alle Güter um Gottes willen lieben.

5. Ich habe erkannt, daß meine Leidenschaft die Ursache vieler Übel ist. Deshalb nehme ich mir vor, von nun an alles Widrige zur Buße für meine Sünden zu umfangen nach den Worten des Propheten: „Ich habe erkannt, o Herr, daß Deine Gerichte billig sind ...".

6. Ganz besonders nehme ich mir vor, täglich eine Stunde dem betrachtenden Gebet zu widmen, die Gewissenserforschung zu halten und das Brevier zu beten.

7. Ich will mich bemühen, mit großer Aufrichtigkeit und Einfachheit zweimal im Jahre eine Generalbeichte abzulegen vor dem Priester, dem ich nach dem Willen des Herrn die Sorge für meine Seele anvertraue und den ich bitte, mich um Gottes willen nicht zu verlassen, bis er mich in den Himmel bringt. Ebenso will ich meine Gelübde erneuern und ihm in einer genauen Gewissensrechenschaft das Große wie das Kleine unterbreiten.

8. Ich will jede Ehrung fliehen, aber mich so betragen, daß ich allen angenehm bin.

9. Niemals will ich trachten, daß mich jemand um meiner selbst willen liebt; doch will ich mich bestreben, alle um Gottes willen und in ihm zu lieben.

10. Nie will ich meinem Seelenführer in Wunsch, Wort oder Tat widersprechen.

11. Seine Worte und Befehle will ich mit vollkommener Übereinstimmung des Willens und des Urteils aufnehmen und alles, was er anordnet und wünscht, ehrfürchtig und genau vollziehen.

12. Jeden Tag will ich darnach ringen, im Gehorsam vollkommen zu werden. Ich küsse die fünf Wunden unseres gekreuzigten Erlösers, daß ich in dieser Tugend so werde, wie er mich haben will ...

15. Wenn mir über das Institut Erleuchtungen oder Anregungen zuteil werden, will ich sie in Christi heilige Wunden legen und mein „Ja" dazu sprechen.

16. In meinem ganzen Tun, Denken und Reden will ich nichts erstreben als die größere Ehre Gottes.

17. Jeden Tag will ich mich bemühen, vollkommener zu werden, auf daß meine Werke einem so hohen Ziel entsprechen.

18. Wenn ich merke, daß ich etwas brauche, will ich es eiligst von Gott erbitten.

Diese Worte vermitteln uns einen Einblick in das religiöse Streben der Gründerin der „Englischen Fräulein".

*

Mit Recht bezeichnete Ludwig Pastor in seiner Papstgeschichte Mary Ward als eine der großen Frauen der neueren Kirchengeschichte. In München wurde 1926 ihr Seligsprechungsprozeß eröffnet. Papst Pius XI. nannte sie eine Frau von vollendeter Frömmigkeit, die, von der göttlichen Vorsehung beraten und erleuchtet die Grundlage des Werkes gelegt habe. Der Generaloberin der „Englischen Fräulein" sagte der Papst: „Beten Sie, daß ich selbst sie noch heilig sprechen darf". Die Heiligsprechung ist noch nicht erfolgt. 1978 erhielt das Institut die Konstitutionen des heiligen Ignatius von Loyola als Regel. Damit wurde der ursprüngliche Plan von Mary Ward und die Idee ihrer Gründung bestätigt.

Mary Ward war eine mutige Persönlichkeit, die in der Zeit der Katholischen Reform die Frauen an der Mitarbeit, am Apostolat der Kirche zu beteiligen versuchte. Sie wählte freiwillig Armut und Entbehrung, um den Glauben in England zu erhalten. Ihre Größe zeigte sich besonders in den Prüfungen, bei denen sie bewußt den Weg der Nachfolge Jesu Christi ging. Trotz aller Mißerfolge und Zurückweisungen durch Rom ließ sie sich nicht verbittern. Sie war überzeugt, daß ihre Gründung Bestand haben werde. Ihre Arbeit wurde wegweisend für die weiblichen Lehrorden. Auch als sie am Ende ihres Lebens ihr Werk in Trümmern liegen sah, blieb sie unerschüttert in ihrer Treue zur Kirche. So ist uns auch heute Mary Ward Vorbild und Hoffnung in der Kirchenkrise unserer Tage.

PROF. DR. GEORG MAY

Eine neue Summe der katholischen Glaubenslehre

Justo Collantes, La fe de la Iglesia católica. Las ideas y los hombres en los documentos doctrinales del Magisterio (= Historia Salutis. Serie de monografías de Teología dogmatica V, 21), Madrid 1983.

Justo Collantes ist Professor für Ekklesiologie in der theologischen Fakultät von Granada. Wir verdanken seiner Feder schon manches beachtliche, ja meisterliche Werk. Nunmehr legt er eine Art Summe der katholischen Glaubenslehre anhand von Dokumenten des kirchlichen Lehramtes vor. Der Band ist in gewisser Hinsicht ein spanisches Gegenstück zu dem „Denzinger". Allerdings gibt es mehrere gewichtige Unterschiede.

Der Verfasser wählt einmal für seine Dokumente, anders als der „Denzinger", die systematische Ordnung. Das hat den Vorteil, die wichtigsten Etappen der Entwicklung einer Lehre unmittelbar aufeinander folgen zu sehen. Heute ist man bekanntlich schnell mit der Rede bei der Hand, frühere Äußerungen des Lehramtes seien obsolet geworden. Um so wohltuender ist es, sie in dem Bande hintereinandergestellt zu sehen und so in die Lage versetzt zu werden, ihr Verhältnis zu jüngeren Erklärungen nachzuprüfen.

- Collantes bietet sodann den doppelten Text. Auf der linken Hälfte der Seite steht der Originaltext, auf der rechten die spanische Übersetzung. Der spanische Text ist für den deutschen Leser nicht wertlos. Er gibt zumindest an, wie der Verfasser den Originaltext verstanden hat.

- Weiter gibt Collantes in den Einleitungen und den Anmerkungen zu den einzelnen Dokumenten und Dokumententeilen wertvolle Erläuterungen, die für das Verständnis der Texte in vielen Fällen sehr hilfreich sind. Nur wer weiß, welches die Problematik in einer bestimmten Stunde der Geschichte war, vermag die Antwort des Lehramtes richtig zu verstehen. Man liest die klaren, durchdachten, leidenschaftslosen Ausführungen von Collantes mit Genuß, beispielsweise die Erklärungen zu den in der Bulle „Exsurge Domine" verurteilten Aufstellungen Luthers (S. 419 ff.). Ein Theologe, der einem Bonifaz VIII. Gerechtigkeit widerfahren läßt (S. 451 ff.), zeigt, daß er nicht nur Kenntnisse, sondern auch Mut hat.

- Schließlich unterscheidet sich das Werk von Collantes noch insofern vom „Denzinger", als zu manchen Themata umfangreiche internationale bibliographische Angaben gemacht werden.

• Die Thematik des Werkes ist weitgespannt. Die Kapitel sind „Glaube und Vernunft", „Die Quellen der Offenbarung", „Gott, der Schöpfer", „Christus, der Erlöser", „Maria im Erlösungswerk", „Die Gottesoffenbarung in Christus" (Trinität), „Die Kirche Christi", „Die Gnade", „Die Sakramente der Kirche", „Die Letzten Dinge" und „Bekenntnisse des christli-

chen Glaubens" überschrieben. Verständlicherweise kann man sich Gegenstände denken, die Collantes auch noch hätte berücksichtigen können; ich denke z. B. für die Lehre über die Ehe an die Mischehe. Das einzige, was ich in dem Band vermisse, ist die stärkere Berücksichtigung der Sittenlehre, vor allem der moralischen Dogmen. Ein „Enchiridion Moralisticum" ist ein dringendes Desiderat. Bei mehrmaligem Vorkommen desselben Textes wird auf den ersten Abdruck verwiesen.

Die Texte werden regelmäßig den besten vorhandenen Editionen entnommen. Die Texte sind mit Überlegung ausgewählt und fehlerfrei abgedruckt. Der Druckspiegel ist außerordentlich sorgfältig und gut lesbar. Umfangreiche Register erschließen den reichen Inhalt des Werkes. Man kann Collantes nur bestätigen, daß er ausgezeichnete Arbeit geleistet hat.

*

Zur Gesamtwürdigung ist festzustellen: Der Verfasser macht das beliebte Spiel, einen literarischen Popanz aufzubauen, auf den sich leicht eindreschen läßt, nicht mit. Er hält nichts von falschen Entgegensetzungen, sondern zielt auf die (katholische) Synthese. Er teilt nicht die Vorurteile und die Ressentiments gegen das Lehramt, die in gewissen Kreisen als Kriterium für „Wissenschaftlichkeit" angesehen werden. Man nimmt erstaunt und freudig zur Kenntnis, daß es in Spanien noch solche Mitglieder der Gesellschaft Jesu gibt, wie Justo Collantes eines ist. Das Buch hat mich in meiner seit längerer Zeit gebildeten Überzeugung bestärkt, daß es in Spanien noch eine gesunde, intakte Theologie gibt. Wir können nur zu Gott hoffen, daß die gesunden Kräfte in der katholischen Kirche Spaniens der kranken Kirche Mitteleuropas noch einmal den Dienst leisten mögen, den diese Kirche ihr im 16. Jahrhundert geleistet hat, nämlich sie vor dem Untergang bewahren.

PROF. DR. REMIGIUS BÄUMER

Wilhelm Schamoni als Hagiograph

Erinnerungen anläßlich seines 80. Geburtstages

Seit meiner Studienzeit in Paderborn ist mir Pfarrvikar Wilhelm Schamoni in lieber Erinnerung. Dankbar haben wir damals als Theologen sein Buch „Das wahre Gesicht der Heiligen" (1938) entgegengenommen, das uns ein neues Bild von den Heiligen erschloß und das bei seinem Erscheinen im Hegner-Verlag Aufsehen erregte. In seiner Einführung „Der Allheilige und die Heiligkeit" erinnerte Schamoni daran, daß die Kirche empfiehlt, die Heiligen zu verehren. Die Quelle ihrer Heiligkeit ist Gott, von dem die Heiligen selbst nur ein Abglanz sind. Dem einzelnen Christen ist es unbenommen, die als Heilige zu verehren, von deren Heiligkeit er überzeugt ist. Eine öffentliche Verehrung im kirchlichen Gottesdienst läßt die Kirche jedoch nur nach vorhergegangener kirchlicher Prüfung zu. Diese Prüfung hat in der alten Kirche durch den Bischof oder durch Synoden stattgefunden. Die Namen der anerkannten Märtyrer wurden beim Gottesdienst verlesen. Nach der Märtyrer-Zeit hat die Kirche zunächst gezögert, auch Nicht-Märtyrer als Heilige zu verehren. Schamoni zeigte die weitere Entwicklung der Heiligsprechung auf. Bekanntlich erfolgte die erste eigentliche Heiligsprechung im Jahre 993 durch Papst Johannes XV.: Die Erhebung von Bischof Ulrich von Augsburg.

Das Ziel von Schamoni war, das „wahre" Gesicht der Heiligen zu zeigen. Deshalb veröffentlichte er beglaubigte Bildnisse der Heiligen. Es gelang ihm, zahlreiche dokumentarische Bilder ausfindig zu machen, z. T. legte er Erstveröffentlichungen vor. Besonders beeindruckend waren die Abbildungen der Totenmasken der Heiligen, die ja das Gesicht eines Menschen in einem entscheidenden Augenblick seines Lebens festhalten. Den Bildern der Heiligen fügte er eine instruktive Lebensbeschreibung der Heiligen an. Sein Buch erlebte mehrere Auflagen.

Nach Rückkehr aus dem Kriege bin ich dann verschiedentlich in Paderborn mit Pfarrvikar Schamoni zusammengekommen. Während meiner Präfektenzeit am Erzbischöflichen Theologenkonvikt in Paderborn erlebte ich Schamoni als Exerzitienmeister für die Theologiestudenten. Gern erinnere ich mich auch noch an die Zeit meiner Vertretungen in Helmeringhausen, wo ich zugleich einen Einblick nehmen durfte in die fruchtbare Seelsorgearbeit, die Schamoni in seiner sauerländischen Gemeinde leistete.

Später begegnete ich Schamoni im Zusammenhang mit der Neuausgabe des Lexikons für Theologie und Kirche, das ich als Hauptschriftleiter zu betreuen hatte und für das er mehrere hagiographische Artikel geschrieben hat.

Die Bedeutung, die Schamoni für unsere Zeit hat, liegt m. E. auf dem Gebiete der Hagiographie. Seit seinem Buch „Das wahre Gesicht der Heiligen" hat Schamoni in zahlreichen Veröffentlichungen die Kenntnis über die Heiligen gefördert. Hier sei nur erinnert an sein Buch „Gebet und Hingabe" (1954). Darin legte er Texte aus Theresia vom Kinde Jeus, Johannes vom Kreuz, Franz von Sales, Theresia von Jesu, vor. „Menschen aus der Kraft Gottes" ist der Titel eines weiteren Buches von Schamoni. 1963 machte er mit „Heiligen Frauen des Altertums", 1964 mit „Märtyrern der Frühkirche" bekannt. Seit 1962 war er Herausgeber der Reihe „Heilige der ungeteilten Christenheit". 1968 berichtete er aus Heiligsprechungsakten über „Auferweckungen vom Tod". Starkes Echo fand auch sein Buch „Wunder sind Tatsachen", das inzwischen in mehreren Auflagen erschienen ist. In „Theologisches" veröffentlicht Schamoni seit vielen Jahren Kurzbeiträge über große Heiligengestalten.

Von besonderem Interesse waren für mich seine Arbeiten über die Kanonisationsakten in der Pariser Nationalbibliothek, die er 1983 unter dem Titel „Inventarium Processuum Beatificationis et Canonizationis Bibliothecae Nationalis Parisiensis" im Verlag Georg Holms in Hildesheim veröffentlicht hat. Das Werk von Schamoni ist eine wertvolle Hilfe für die Hagiographie und wird hoffentlich das Interesse an den noch nicht ausgeschöpften und nach vielen Seiten hin interessanten Heiligsprechungsakten beleben.

Darin liefert er zunächst eine instruktive Einführung in die geschichtliche Entwicklung der Heiligsprechung und gibt einen Einblick in das schwierige Heiligsprechungsverfahren. Schamoni erinnert daran, daß in der Alten Kirche das Blutzeugnis zur öffentlichen Verehrung geführt hatte, wie das Beispiel des Diakons Laurentius zeigt, der weltweite Verehrung erlangte.

Die Verehrung z. B. von Ambrosius von Mailand und Martin von Tours zeigen, wie spontan zum Teil die Verehrung entstanden ist. Die weitere Geschichte der Heiligsprechung im Mittelalter über die Zeit des Avignoner Exils bis zur Gesetzgebung Urbans VIII., aber auch die neueste Entwicklung nach dem 2. Vatikanischen Konzil wird von Schamoni sachgerecht aufgezeigt. Er berichtet u. a. auch über die vorbereitenden bischöflichen Prozesse, das Verfahren bei der Ritenkongregation und den schweren Weg bis zur Kanonisation.

Größte Verdienste erwarb sich Schamoni durch den von ihm angeregten und von Erzbischof Degenhardt aufgenommenen Plan, in Paderborn ein Hagiographisches Studienzentrum zu errichten. In der Erzbischöflichen Akademischen Bibliothek in Paderborn sind inzwischen weit mehr als 2000 Kanonisationsprozesse gesammelt und stehen der Forschung zur Verfügung. Diese Quellen und Akten sind für die Kirchengeschichte, die Diözesan- und Ordensgeschichte, aber auch für

die Landesgeschichte von größtem Interesse. Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang auch auf das eindrucksvolle Buch „Wie sie Gott wiederfanden", das Berichte über große Bekehrungen enthält und soeben im Naumann Verlag in Würzburg in zweiter Auflage erschienen ist.

Wenn man die Fülle der hagiographischen Veröffentlichungen von Schamoni überblickt, steht man mit Dank und Anerkennung vor der immensen Leistung dieses Priesters, der uns das Bild zahlreicher Heiliger auf vielfältige Weise neu erschlossen hat. Und die Hagiographie darf noch einiges von Schamoni erhoffen.

So gehen unsere Wünsche dahin, daß es Schamoni gelingen möge, seine hagiographischen Pläne zu realisieren. Aber schon heute darf man feststellen, daß Schamoni über Deutschland hinaus zu den führenden Hagiographen zählt. Möge der Herr ihm noch viele Jahre fruchtbaren Schaffens schenken.

PROF. DIEDRICH WATTENBERG

Große Kraft des Vertrauens und des Glaubens: Wilhelm Schamoni

Aus einem Brief

Es ist mir immer eine Freude, aus der Sicht eines Astronomen auch für den Theologen den einen oder anderen angenommenen Beitrag leisten zu können. Und diese Genugtuung wirkt vor allem als große Kraft in die Stille des Alters hinein.

Den Weg von „Theologisches" habe ich von Nr. 1 an mit persönlicher Anteilnahme verfolgen zu können die große Freude gehabt.

Zu Herrn Pfarrer Schamoni habe ich durch mehr als drei Jahrzehnte in großer Verehrung aufblicken dürfen. Wir lernten uns 1938 im Hause seines gefallenen Bruders hier in Berlin kennen. Seinen schicksalsvollen Weg habe ich durch viele Jahre mit Schmerz begleitet, so daß ich mich ihm bis heute verbunden wissen darf. Von jeder Begegnung geht eine so große Kraft des Vertrauens und des Glaubens aus, die mich immer erneut bis in mein tiefstes Innere hinein bereichert, so daß ich hoffe und wünsche, daß dem begnadeten Priester noch viele Jahre des Wirkens geschenkt sein mögen.

Meinerseits habe ich Herrn Pfarrer Schamoni immer wieder zu bewegen versucht, eine Autobiographie zu schreiben, die über das hinaus geht, was er bereits veröffentlicht hat. Die Menschen unserer Zeit haben ein Recht darauf, aus dem eigenen Wort einer bedeutenden Persönlichkeit zu erfahren, was ihn dazu veranlaßte, den durchmessenen Weg seines Lebens zu gehen, sich der ihm zugewiesenen großen Aufgabe immer verbunden gefühlt zu haben, sie hingenommen zu haben als eine Berufung, trotz aller bitteren Stunden des Leids.

Vor allem halte ich es für eine große Aufgabe, eine hagiographische Biographie über Wilhelm Schamoni zu schreiben; denn für den Leser kommt nur das getreu nachgezeichnete Lebensbild zum Anklingen; er erfährt nichts von den großen Mühen, die mit dem Aufspüren und der Bearbeitung von Heiligsprechungsakten verbunden sind.

Da ich selbst in erster Linie Historiker der Astronomie war und viele Jahre meines Lebens in Archiven verbracht habe, war mir die Berührung mit den umfangreichen Heiligsprechungsakten in Olsberg stets ein großes Erlebnis. Aus diesem Grunde will es mir dringend erforderlich erscheinen, alle größeren und kleineren Veröffentlichungen von W. Schamoni darüber zu sammeln und zu einem geschlossenen Bild zu verbinden. Die meisten Bekundungen darüber sind zwar in „Theologisches" gedruckt; einige höchst bemerkenswerte Veröffentlichungen stehen aber auch an anderer Stelle.

Bitte gestatten Sie mir Ihnen zu wünschen, daß Gott Ihnen weiterhin die Kraft schenken möge für Ihre schöne, aber auch verantwortungsvolle Tätigkeit, vor allem für „Theologisches".

PROF. DR. RAPHAEL von RHEIN

Dank an H. Pastor Wilhelm Schamoni

Seit das Buch „Das wahre Gesicht der Heiligen" erschien, ist mir der Name Schamoni als Herold der Berufung des Menschen zur Gottesliebe eingeprägt. Als ich vor etwa 15 Jahren in einer Pfarrei sonntags auszuhelfen begann, sah ich in dem Pfarramt die „Offertenzeitung für die katholische Geistlichkeit", die mir zuerst als Reklame für religiöse Bücher und kirchliche Geräte nichts zu bedeuten schien, bis ich dann auf die Beilage „Entscheidung" und dann „Theologisches" aufmerksam wurde. Es gelang mir, von „Entscheidung" eine größere Zahl der Monatshefte und schließlich von „Theologisches" alle Nummern zu bekommen; dann bestellte ich die „Offertenzeitung" im Abonnement.

Die Artikel, die ich in den folgenden Jahren las, veranlaßten mich, 1980 ein Gesamt-Inhaltsverzeichnis der Autoren und des Inhalts der Jahrgänge bis einschließlich 1980 zusammenzustellen, das auch als Sonderdruck geliefert wurde.

Der Inhalt dieser Zeitschrift ist weit gefächert: Glaubensfragen, Prinzipien der Sittlichkeit, Exegese und Randgebiete der Psychologie, Kosmologie etc. werden behandelt. Besonders erfreulich sind die Berichte über Leben und Wunder der Heiligen; Pastor Schamoni besitzt dafür die Ausdauer, die Akten zu durchforschen und so „Tatsachen"-Berichte über das wundersame Wirken Gottes „in seinen Heiligen" zusammenzustellen.

*

Das Wort „Übernatur" ist heute so verpönt wie etwa „Transsubstantiation" oder „Keuschheit" oder „Hölle". Wie aus den hohen Schornsteinen des Industriezeitalters seit 150 Jahren Giftstoff (je höher der Schornstein um so weiter die Verbreitung) aufstieg, so haben theologische „Koryphäen" mit ihren Neuinterpretationen in Exegese, Dogmatik und Moral zu einer Abwertung Gottes und seiner verbindlichen, z. T. im Naturgesetz verankerten, von der Kirche gelehrten Sätze und Normen, bis in die Akademien und Katechetenreihen, beigetragen. Auch die Katechismus-Macher fühlen sich verpflichtet, über Erbsünde zu schweigen und unterlassen es, Erstkommunikanten über den Opfercharakter der hl. Messe, Anbetung des Allerheiligsten usw. zu belehren.

Pastor Schamoni hat mit „Theologisches" seinen Beitrag zur Schadensverhütung bei dem ständigen „sauren Regen" entmythologisierender Theologen geleistet und in seiner Zeitschrift immer wieder auf das Wirken Gottes in dieser Welt hingewiesen.

Ob es sich um die Gottheit Christi, um sein göttliches Wissen oder um die Geistigkeit der Seele handelt, um Glaubensbewußtsein und Kirchenentfremdung der Gläubigen, um die Gaben des Hl. Geistes: die Perspektive ist immer so im Blick gehalten, daß die Größe Gottes huldigend anerkannt und der Mensch vor der Einebnung in die materielle Welt bewahrt wird.

Es war nicht nur ein Fastnachtsschlager, der Jodelnde singen ließ: „Wir kommen alle, alle in den Himmel, weil wir so brav sind"; in der Theologie hat sich ein Heilsoptimismus breit gemacht, der allen Religionen die Gleichheit zuerkennt, der den Menschen die Sünde ausredet, der jedem das Recht auf die hl. Kommunion zuspricht; die Predigt und Katechese ersparen sich die Themen Auserwählung und Notwendigkeit der Gnade, von Hölle, Gericht und Verdammnis. Die Sorge um den katholischen Glauben an die hl. Eucharistie ließ ihn sich mit Fronleichnam z. B. beschäftigen. Die Stichwörter, die im Verzeichnis der Jahrgänge 1970–1980 angegeben sind, müßten reichen, jeden deutschen Bischof, der die „Erklärung katholischer Priester" als eine Verleumdung ansieht, von solchem Vorwurf abzubringen.

Wie viel Schreibarbeit allein und wie viel Sorge um die Finanzierung eines derartigen Unternehmens es Pastor Schamoni gekostet hat, weiß wohl nur er.

Für meine Person – ich kann nur staunen vor solchem Eifer eines Pastors, eines Hirten, der für sich und seine Mitmenschen nichts anderes sucht als die Ehre Gottes und das Heil, das die Menschen nur finden, wenn „sie Gott erkennen und den, den er gesandt hat, Jesus Christus" (Joh 17, 3); und danken möchte ich ihm von Herzen.

Aus Zuschriften an den Herausgeber

Lieber Mitbruder Johannes Bökmann!

Ein Satz aus den Zuschriften an Sie, nämlich der aus dem Trappistenkloster in Holland: „Freundlichen Dank für die gute Nahrung in der holländischen Wüste" hat mich veranlaßt, Ihnen aus der „Wüste" Baja Californias-Mexiko dasselbe zu sagen. Wahrscheinlich wußten Sie nicht, daß am äußersten Südzipfel der Halbinsel – für mich eine der vier Ecken der Welt, an denen nach Apok. 7 ein Engel steht – das nahrhafte Brot „Theologisches", mit Schweiß (40° im März) und Tränen („die in Tränen säen ...") vermischt, gegessen und verdaut wird ...

In den 70iger Jahren arbeitete ich in unserem Missionsseminar in Deutschland und gehörte schon damals zu den Lesern der Offerten-Zeitung. Anfangs schmeckte mir das „Schwarzbrot" nicht so. Schließlich hatte ich eine Freud'sche Lehranalyse, ein Sensitivity-Training, den viersemestrigen pastoralpsychologischen Lehrgang an der Innsbrucker theol. Fakultät hinter mir. Auch in die Zen-Meditation habe ich hineingeschmeckt. Was tat man nicht alles, um die Krise der geistlichen Berufe zu überwinden! Das Jahr 1976 brachte dann meine „Wende" – ich nenne sie „Wende von Ephesus" ... Der Besuch im „Haus der Maria" wurde zum Auslöser. Ein Schild vor der Kapelle in Ephesus machte auf die Visionen der Katharina Emmerick aufmerksam. Wieder in Deutschland, besorgte ich mir ein Buch über das „arme Leben unseres Herrn Jesus Christus". Ich war fasziniert. Mit einem Schlag kamen mir die gewundenen Auslegungen mancher Exegeten wie Geschwätz vor. Um diese Zeit herum entdeckte ich dann die Kommentare Adriennes von Speyr – und lernte die Beiträge in „Theologisches" schätzen. Am 9. Sept. 1977 hielt ich in der Basilika von Nazareth mit einer Gruppe des bayer. Pilgerbüros den Gottesdienst und die Ansprache – und stellte mich der demütigen Magd von Nazareth für Sonderaufträge bedingungslos zur Verfügung. Am 25. März 1978 trat ich der Marianischen Priesterbewegung bei. Ganz überraschend schickten mich im Herbst 1978 meine Oberen „in die Wüste" ... Meine Mitbrüder habe ich vor der Abreise nach Mexiko gebeten, mir jeweils „Theologisches" zu schicken, damit ich einigermaßen auf dem laufenden bleibe. Ich lese meistens in der Nacht sämtliche Beiträge ... Zur Zeit bin ich an der Planung einer Kapelle zu Ehren des seligen Maximilian Kolbe (der „Miliz der Immakulata" P. Kolbes gehöre ich ebenfalls an) ... Was W. Schamoni in der Febr.-Nr. 1982 über seine Dachau-Erfahrung schreibt, paßt gut in diesen Zusammenhang. Auch ich sehe mich im „Wüsten-Test" als Versuchsperson. Ich denke mir, wenn P. Kolbe in der Hölle von Auschwitz überlebt hat und sich gerade in dieser Extremsituation geheiligt hat, wird er mir ein wenig von seiner Widerstandsfähigkeit erbeten. Mehr als die Hälfte wäre überstanden. Daß mir dabei „Theologisches" wertvolle Nahrung ist, wird Sie hoffentlich freuen. Ich schreibe das in einer der wenigen „Gefechtspausen", am Sonntagnachmittag ... Im Gebet herzlich verbunden grüße ich Sie dankbar.

P. Johannes Wörner, B. C. Sur-Mexiko

Ich danke Ihnen herzlich für die Sept.-Ausgabe „Theologisches", insbesondere den ungemein aufschlußreichen Artikel von Bernh. Schach über Religionspädagogik. Wen diese klaren, sachlichen Aufstellungen nicht überzeugen, welch böses Spiel getrieben wird, der muß ganz und gar verblendet sein. Ganz allgemein sage ich es hier noch einmal in aller Aufrichtigkeit und Dankbarkeit: „Theologisches" ist mir eines der wichtigsten Hilfsmittel zur Orientierung im „Dschungel der Theologie", das ich nicht missen möchte, auch nicht hier in Spanien. Ich lese es außerdem noch oft mit Schmunzeln, dann nämlich, wenn der Ernst der Sache überboten wird von der Heiterkeit, die entsteht beim Erkennen der seltenen Verirrung mancher Geister, welche dank des Esprit der Autoren von „Theologisches" oft messerscharf und mit Witz bloßgelegt wird (z. B. Sp. 5390, Anm. 11). Hervorragend! Ich bin begeistert! Ich bete für Sie und Ihre unverzichtbare Arbeit, die Sie als Dienst für Christus und die Kirche sicherlich zugleich mit Mühe und mit Freude leisten.

Stud. theol. A. Schmidt, z. Zt. Pamplona

*

Ich darf Dir einmal herzlich danken für die Arbeit, die Du mit und in „Theologisches" zum Segen für Priester und Volk leistest. Auch Deinem Vorgänger, dem guten Wilhelm Schamoni, werde ich noch einen Dank zuschicken.

Msgr. Pfr. G. Vobbe, Niederkassel

*

Für die Vorstellung des Buches von Wilh. Weber „Wenn aber das Salz schal wird" möchte ich Ihnen und Herrn Willeke herzlich danken. Das Anliegen des Buches, auf die eigentliche Sendung der Kirche – nämlich Stärkung des Glaubens und Abwehr des schleichenden Giftes bestimmter Zeitströmungen aufmerksam zu machen – ist mir aus dem Herzen gesprochen. Man wir an 2 Tim 4 erinnert ... Danken möchte ich Ihnen auch für die einleitenden Worte zu dem aufschlußreichen Artikel „Von der Abtreibung zur Euthanasie" von E. Backhaus. Sie zeigen auf, wie weit auch hier der Diabolus, der Durcheinanderwerfer, die Geister verwirrt hat. Ich halte es für wichtig, daß „Theologisches" weite Verbreitung findet. Ich wäre Ihnen für die Übersendung einiger Probeexemplare sehr dankbar.

Dr. med. Schulte-Wintrop, Münster

*

„Theologisches" ist mir seit Jahren ein Labsal und eine Hoffnung! Pfr. Ph. H. Seidler, Wien

*

Man kann nur wünschen und hoffen: Gott erhalte Ihnen noch viele Jahre Ihre hoffentlich robuste Gesundheit und Arbeitskraft! Ich möchte Ihnen, Ihrem verehrten Vorgänger Wilhelm Schamoni sowie allen Mitarbeitern von „Theologisches" und „Respondeo" von Herzen danken. Ich weiß nicht, auf wie viele theologische und pastorale Modetorheiten, mit allen bedenklichen Folgen, ich im Laufe der Jahre hereingefallen wäre, hätte ich nicht regelmäßig „Theologisches" von A bis Z gelesen. Pfr. J. Hammer, Winterberg

*

Immer wieder begegne ich Ihren Gedanken in „Theologisches" ... Es bedrückt mich manches, was mit Hilfe eines Teils unserer Moraltheologen sich vollzieht. So möchte ich Ihnen schreiben, wie wichtig Ihre Kraft und Ihre Arbeit für uns alle und die Kirche ist.

Prof. Dr. jur. Dr. phil. h. c. Karl Peters, Münster

*

Begeisterten Glückwunsch zur November-Nummer! Schikken Sie mir zwanzig Stück zur Werbung!

Msgr. Franz Schmal, Überlingen

(Fortsetzung Spalte 6215)

WILHELM SCHAMONI

Elisabeth von der heiligsten Dreifaltigkeit

*** 18. VII. 1880 zu Avord (Dep. Chov)**
† 9. XI. 1906 zu Dijon

Als Elisabeth Catez, Tochter eines Hauptmanns, mit sieben Jahren das Bußsakrament empfing, erkannte sie, wie sehr ihre Unarten, vor allem ihr Jähzorn, Gott mißfielen. Sie änderte sich so gründlich und unter entsprechend schweren Überwindungen, daß sie eine wahre Bekehrung durchmachte, die dann die erste hl. Kommunion vollendete. Noch nicht 14 Jahre alt, gelobte sie, einer Anregung bei der hl. Kommunion augenblicklich folgend, Gott ganz allein angehören zu wollen. Gott belohnte sie dafür durch eine außergewöhnliche Gnade innerer Sammlung. „In meinem Innern finde ich Gott; er verläßt mich nie; er ist in mir und ich in ihm, das ist mein Leben." Mit 21 Jahren trat sie in Dijon in den Karmel. Dort „wurde es immer mehr meine einzige Übung, in mein Inneres einzukehren und mich in Jenen (sie meint die drei göttlichen Personen) zu verlieren, die dort anwesend sind. Das Glück meines Lebens ist die Vertrautheit mit den Gästen meiner Seele". Ihr Ideal war: Gott in mir und ich in ihm; ihr Streben: dem in ihrer Seele wohnenden Gott (Joh 14, 23) zum „Lob seiner Herrlichkeit" (Eph 1, 11) zu gereichen und „wie ein kleines Gefäß an der Quelle zu stehen, um andern das Leben mitzuteilen und die Fluten der unendlichen Liebe über sie strömen zu lassen". Denn die Karmelitin wie der Priester „können beide, wenn sie nur getreu am göttlichen Borne verweilen, Gott ausstrahlen und mitteilen. Da der Herr in unsern Seelen weilt, gehört uns auch sein Gebet an. Ich möchte es mir beständig zu eigen machen und mich damit vereinen", um so das kleine Gefäß zu sein. Das Opfer ihrer selbst, das Elisabeth so früh dargebracht hat, wurde bald vollendet. Eine überaus qualvolle Krankheit, die der Arzt ein Martyrium nannte, kam ihrem glühenden Verlangen, sich für Gott und seine Kirche zu verzehren, entgegen. „Beim Gedanken, daß der Vater mich vorherbestimmt hat, dem Bilde seines gekreuzigten Sohnes gleichförmig zu werden, empfindet meine Seele ein unaussprechliches Glück. Ich möchte nicht nur rein wie ein Engel werden für den Himmel, sondern auch umgestaltet in den Gekreuzigten." Zum getreuen Abbild des Gekreuzigten geworden, waren ihre letzten Worte: „Ich gehe zum Licht, zur Liebe, zum Leben." Elisabeth scheint als Vorbild und als Fürbitterin am Throne Gottes die Aufgabe zu haben, die Seelen zur inneren Sammlung zu ziehen und ihnen zu helfen, durch eine ganz einfache Bewegung der Liebe Gottes anzuhangen und sich in dem großen inneren Schweigen zu halten, in welchem Gott sich einprägt.

Am Christkönigsfest (25. Nov.) 1984 hat Papst Johannes Paul II. die Dienerin Gottes im Rahmen einer feierlichen Messe im Petersdom seliggesprochen.

Literatur neuerlich:

Elisabeth von Dijon, Ich gehe zum Licht. Leben und Erfahrungen im Selbstzeugnis, Herder 1984. –

Elisabeth von Dijon. Ein Lied für Gott. Bildband. Eos-Verlag, St. Ottilien, 1984.

(Fortsetzung von Spalte 6214)

Ich las in „Theologisches" von einem großen Priester unserer Zeit, P. Mateo Crawley-Boevey SSCC. Ich würde nun gern viel mehr wissen, lesen über diese großartige priesterliche Persönlichkeit ... Auch habe ich den Artikel über den hl. Karl Borromäus (von Prof. Bäumer) gelesen und dabei Ihr Vorwort über die Priesterausbildung heute bzw. die Zitate von Prof. Pauly. Könnte ich diesen und weitere Artikel von Ihnen erhalten ...? Ihnen alles Gute und ein herzliches Vergelt's Gott.

Dipl. theol. J. Benisch, Bamberg

*

Für eine Besprechung des Blasigbuches in „Theologisches" wären wir dankbar. Prof. Pfeil hat das Buch von A bis Z durchgearbeitet. Sein Urteil: Sämtliche Dogmen werden umfunktioniert oder geleugnet ... Herzlichen Dank für all Ihre Bemühungen für den Klerus in Deutschland.

GR. Pfr. Heinr. von Gleissenthall, München

Der Wunsch wurde in der Nr. 176 (Dez. 84) erfüllt.

*

Schon lange gehe ich mit dem Gedanken um, Ihnen zu schreiben. Nun hat mir ein kleines Ereignis einen Stoß gegeben, zur Tat zu schreiten, nämlich Ihre Ernennung zum korresp. Mitglied der Päpstl. Römischen Akademie für Theologie. Ich gratuliere Ihnen, lieber Monsignore, von ganzem Herzen zu dieser persönlichen Ehrung. Damit wird Ihre Arbeit auf einsamem Posten – gegen einen großen, reißenden Strom – hochgeschätzt, unterstützt, gesegnet. Insofern steckt in diesem kleinen persönlichen Ereignis ein großer Sinn, dankbare Anerkennung und zugleich Approbatio Ihrer Lebensarbeit ... Ich persönlich habe Ihnen nichts anderes zu bieten als meinen persönlichen Glückwunsch und das Versprechen meines täglichen Gebetes. Noch immer ist das Gebet die große, letztlich alles bewegende Kraft in der Welt und in der Kirche. „Das Blut der Kirche ist das Gebet für einander" (Chomjakow).

P. Leo Herrmann, Cath. Mission Taitung, Taiwan

Diese Beilage der „Offerten-Zeitung" kann von Interessenten zusammen mit dieser bezogen werden. Das Jahresabonnement der „Offerten-Zeitung" beträgt einschließlich Porto DM 13,50. Bestellungen werden erbeten an den Verlag Josef Kral, Postfach 1180, D-8423 Abensberg. – Postscheckkonto München 58 156-804, Raiffeisenbank Abensberg Kto.-Nr. 201 200.